

Harte Strafe.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einem Bildchen von Hugo Bürkner.

Peter, was hab' ich von dir gehört!
 Peter, du bist ja gar nichts werth.
 Hast ja das Trudchen in's
 Bein gebissen
 Und der Köse die Schürze
 zerrissen!
 Was haben dir denn die Beiden
 gethan,
 Du Grobian?
 Freilich nun
 Kannst du gar fromm und artig
 thun.
 Denkst du, ich wär' so dumm
 Und wüßt' nicht warum?
 Daß wir heut kochen,
 Hast du gerochen,
 In meiner Küche, der neuen —



Und nun thut's dich reuen.
 Aetsch! Das glaub' ich! Kirschensuppe
 Kriegt meine Godepuppe;
 Mandelmilch *und Rosinen-
 fische
 Stehn auf dem Tische,
 Und Cho'ladencrème mit Apfel-
 schnitten —
 Da kannst du wohl bitten.
 Nun hast du den Schaden;
 Ich kann dich nicht laden,
 Denn die Beiden sind da,
 Das siehst du ja:
 Die Trude und die Köse,
 Und die sind mit dir böse.

Die Auswanderer.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einem Bildchen von Ludwig Richter.

Ah, gar zu schlecht ist doch die Welt
 Zu uns, den armen Häschen!
 Man gönnt uns nicht in Wief' und Feld
 Ein Blättchen oder Gräschen.

Das ist zu arg! Ich sagt' es ja,
 Hier ist nichts mehr zu holen:
 Wir wandern nach Amerika,
 Heidi! auf stinken Sohlen.



Wo nur ein Has dem Kohlfeld naht,
 Gleich treffen ihn die Schrotten;
 Doch uns verspeist man mit Salat,
 Mit Rothkohl und mit Schoten.

Ein Kerngeschlecht voll Muth und Geist
 Ist doch nicht da zum Schmoren
 So lang' die Welt noch Hasen speist,
 Ist nichts an ihr verloren.

Frühlingsnahen.

Von

Julius Lohmeyer.



Die Weischen duften am sonnigen Hang,
Es weht aus der Ferne wie wonniger
Klang,

Wie sächelnde Gräße vom schimmernden Meer,
So wallt es auf laulichen Lüften daher.
Es rauscht aus der Tiefe, es flüstert im Moor,
Es haucht aus der dampfenden Scholle hervor,
Es webt und webt in den Wipfeln, und schwillt
Von Knospen und Knöspchen und wartet verhüllt.
Der Vög'lein Sang preist geheimnißvoll
Ein himmlisches Wunder, das kommen soll.

Oft blüht es hinter den Bergen auf,
Als zöge die Herrlichkeit dort herauf —
Und Alles grüßt und winkt sich zu,
Der Strom, der Wald und ich und Du.
In seeligen Zügen dehnt sich die Brust,
In trunkenen Schauern der Werdelust,
Die Stürme tragen die Kunde daher,
Hell singen's die Quellen, es braust es das
Wehr:

Der Odem des Herrn geht über das Feld,
Es nahet ein Ostertag wieder der Welt!

Von Occo then Broek und der Königin von Neapolis.

Erzählung von

Johann v. Wildenradt.

Original-Zeichnungen von **Woldemar Friedrich.**



I.

och auf purpurnem Sessel
im Thronsaal ihres Palastes
zu Neapel saß die Königin
Johanna. Ein stolzer Kreis ihrer
vornehmsten Rätthe und Würden-
träger umstand ihren Sessel, aber
nachlässig nur ließ sie den Worten der Großen Ge-
hör. Wohl wußte sie das Zepter zu führen, wenn
Stürme von außen oder innen ihre Krone be-
drohten; doch in Zeiten friedlicher Entwicklung
ließ sie lieber ihre erprobten Rätthe gewähren.
Mochten diese geduldig Streit schlichten und Gutes
fördern, — zu gering schien Johannas stolzem Sinn
die Beschäftigung mit den kleinen Sorgen des Regi-
ments, mit den Wünschen und Beschwerden Einzelner,
die etwa bis zu ihrem Thron drangen. Erleichtert
athmete sie deshalb auf, als endlich der Kanzler Lo-
renzo Bonaventura seine gefüllte Mappe mit tiefer
Verbeugung schloß und sich Ihrer Majestät zu
Gnaden empfahl. Mit ihm verließen die andern
Nobili das königliche Gemach, und nur Messer Ci-
polla, des verstorbenen Königs Astrolog und Zeichen-
deuter, blieb in der Herrin Nähe.

Er war eine seltsame Erscheinung. Lang und
hager, mit buschigen Brauen und gewaltiger Nase,

im schwarzen Sammetgewande, ein ebensolches Käpp-
lein auf dem Haupte, stach er auffallend von dem
in die lebhaftesten Farben glänzend und zierlich ge-
kleideten Hofstaat der Königin ab. Zu Lebzeiten
ihres Gemahls war er an den Hof gekommen, Nie-
mand vermochte zu sagen, durch welches besondere
Verdienst. Es ging nur das Gerede, daß er wegen
ungehöriger Streiche als Baccalaureus von der hohen
Schule zu Bologna verjagt, auf dem Wege gen
Neapel dem König begegnet sei, demselben auf seine
Fragen eine Antwort ertheilt habe, die dem Mo-
narchen gefiel und ihn bewog, Messer Cipolla in
seine Dienste zu nehmen. Hier hatte er sich bald
durch das zufällige Eintreffen einiger Dinge, die er
ohne großen Scharfsinn voraussagen konnte, den
Ruf eines Sternkundigen erworben und fortan war
er dem wundergläubigen König unentbehrlich. Nach
dessen Tode wußte er durch sein gravitärisches Wesen,
über das sie im Stillen lachte, der Königin Gefallen
zu erregen und stand nun in ihrer Gunst, wie vor-
mals in derjenigen seines königlichen Herrn.

Aber heute schien die Königin sein nicht zu
achten. Das schöne Haupt auf die Hand gestützt,
vom Wittwenschleier umwallt, saß sie in tiefem
Sinnen und nur hin und wieder entrang sich ein
leiser Seufzer ihren Lippen. Cipolla, der dies be-

merkte, näherte sich ihrem Sitz und sprach mit großem Wortaufwand:

„Meine erhabene Herrin verzeihe ihrem getreuesten Diener. Aber er muß seine Stimme erheben, — denn Wolken verhüllen seine Sonne, Schatten verdunkeln das Angesicht der Königin, Seufzer hört er ihren Lippen entfliehen, leise schwirrend, wie der Flug der Cicaden über duftige Granatblüthen. Und doch regiert die leuchtende Venus diese abendliche Stunde! Was ist es denn, was meiner Herrin Herz beschwert?“

Die Königin fuhr von ihrem Sinnen auf, sie wollte eben dem Zubringlichen ungnädig antworten, als die Thür ihres Gemaches sich noch einmal öffnete und ein hochgewachsener Jüngling in kriegerischer Tracht auf der Schwelle stehen blieb. Seine schlanke und doch feste Gestalt, sein blaues Auge und das blonde Haar deuteten den Nordländer an, seine Stimme nicht minder, als er bald darauf zu reden begann. Jetzt aber sah er ehrfurchtsvoll auf die Königin, die ihm mit kaum bemerkbarer Handbewegung zu winken schien; und wie ein Anflug von tiefer Trauer lag es auf seinen jugendlichen Zügen, als er nun ein Knie vor der Herrin beugte und sie also anredete:

„Vergönnt mir meine Königin in dieser Stunde eine Wiederholung meiner Bitte? — Der Hochsitz in meines Vaters Haus im Friesenlande steht leer, eine trauernde Wittib harret des Sohnes, der ihre Rechte mit starker Hand schütze, zwei verwaisete Schwestern rufen nach dem Bruder, der den blanken Schild über sie halte, — will meine Königin ihrem Diener noch immer keinen Urlaub gewähren?“

Da erhob Johanna den Blick, unmuthevoll sah sie auf den Knienden. Er war ihr werth vor Vielen, denn auf seine Treue konnte sie felsensfest bauen und sein Heldenarm hatte in mancher blutigen Schlacht das Schwert für ihre Ehre geschwungen und Sieg und Ruhm an der Königin Fahnen gefesselt. Sein Scheiden war ein Verlust für ihren Thron und ihr Reich, — was Wunder, daß sie den Gedanken entchieden von sich wies! Gebieterisch sprach sie des-

halb: „Kaum ist Wochenfrist verronnen, und Ihr naht Euch zum dritten Mal mit der verhassten Bitte Eurer Königin. Was einem tapfern Manne gebührt, haben wir Euch in Fülle gewährt, größere Ehren sind Euch vorbehalten, — und dennoch wollt Ihr nicht in Neapel verweilen?“ — Wie sie so sprach, entflammte der Zorn ihr reizbares Gemüth, und sich selbst vergessend, fuhr sie fort: „Geht! Ihr seid so stolz wie undankbar, so unerbittlich wie treulos, — geht, und meidet unser Angesicht für immer!“ Und mit einer zornigen Bewegung stand sie von ihrem Sessel auf und wollte den Saal verlassen.

Doch nicht so gedachte Deco, — dies war der Name des jungen Kriegers, — aus den Diensten seiner Königin zu scheiden. Er eilte ihr nach, er haßte nach dem Saume ihres Gewandes, wie sehr sich auch Messer Cipolla über solche Kühnheit erstaunt zeigte; er bat in so rührenden Tönen, nicht ihm die Schuld beizumessen, daß die Königin sich ihres Zornes begab, ihm ihr Antlitz wieder zuwandte und leise sprach:

„Ihr redet viel schöne Worte, Ritter; doch Neapels Königin glaubt Euch nur, wenn Ihr gelobt, ihrem Dienste treu zu bleiben.“

Dann beugte sie sich zu ihm nieder und reichte ihm die Hand zum Kusse; und ehe jener ihr antwor-

ten konnte, fuhr sie fort:

„Ihr bleibt, es ist beschlossen, — jetzt kein Wort mehr darüber! Von heut' an seid Ihr nicht bloß Capitän unserer Trabanten, — Ihr sollt deren Oberster und Erster sein; keinem Würdigeren könnte Neapels Königin ihren Schutz anvertrauen.“

Damit verließ sie den Thronsaal, ihr folgte Messer Cipolla auf dem Fuße.

Deco stand allein. Zweimal hatte die Königin sein Gesuch abgeschlagen, und als er sie jetzt zum dritten Mal bat, hatte sie es ihm in einer Weise gewährt, der er widersprechen mußte. Und was war das Ende gewesen? Ein festeres Schürzen der Bande, die ihn an Johanna's Dienst fesselten!

Freilich war es schön in Neapel. — Als Erstgeborener, dem nach dem Rechtsbuch seiner Heimath



T. Tipling 7A

kein Anspruch auf den väterlichen Hauptsitz zukam*), war er dem jüngeren Bruder Ihmo gewichen und als kaum erwachsener Knabe im Geleit des alten Volkmar in das Welschland gezogen. Längst war jener, von Sehnsucht getrieben, in das Land seiner Väter zurückgekehrt; aber Deco war in den hesperischen Gauen geblieben. Und fast wie seine Heimath liebte er Italien, den tiefblauen Himmel, das Meer, das in seinem Widerschein geheimnißvoll rauschte, mit weißem Gischt das silberglänzende Laub der Oliven bespritzend, über denen sich die Gipfel der Berge erhoben, von Palmen beschattet, überragt vom flammenspeienden Vesuv, — dem nordischen Recken ein Schauspiel voll unerklärlicher Wunder.

Und dennoch zog es ihn mächtig in die nordische Heimath! Denn dasselbe Meer erinnerte ihn an die gelbgrünen Wogen, welche die Ufer seines Friesenlandes umbrausen; und es war ihm, wenn er Abends am Strande hinwanderte, als erhoben die Wellen Klage gegen ihn, als trügen sie die Thränen seiner Mutter bis an Neapels blauen Golf, sie in Gestalt schimmernder Schaumperlen vor seine Füße spülend. Und in seinen Träumen sah er die eichengefügte Halle im Vaterhause, sah des Vaters Gewaffen über dem Hochsitz im Flammenschein des Heerdeuers erglänzen, vernahm seine Stimme, die ihm mahnend zurief: „Deco, mein Sohn, vergiffest du in der Fremde deiner Heimath? Siehe, Speer und Schild, die ich im Streit getragen, rosten am Pfeiler, Spinnen weben ihre Netze um sie und Mäuse nisten im Helm des Häuptlings Reno! Frau Walburg, deine Mutter, ruft Wehe über den pflichtvergessenen Sohn; Ihmo, dein Bruder, starb, Theda und Anke, deine Schwestern, vergießen bittere Thränen in ihrem Leid! Deco, mein Sohn, mein Sohn, was säumest du noch?“

Vor dem Licht des jungen Morgens zerrannen wohl die Schattenbilder seiner Träume, aber die Erinnerung an sie blieb. Und als nun Deco langsam aus dem Saal schritt, glaubte er lauter denn je die Stimme des Vaters zu hören, denn in seinem

Herzen hallte es wieder: „Deco, mein Sohn, mein Sohn, was säumest du noch?“

Er ging durch die Reihen der Trabanten, die ihn ehrerbietig grüßten, er erstieg die steinernen Wendeltreppen, die bis auf den Söller führten, — bald stand er oben und sah hinunter auf das blaue Meer, auf dessen plätschernden Wellen die Schiffe mit den weißen Segeln eilig dem Ufer zustrebten, denn schnell sank die Nacht herab. Aber mit der Nacht kamen Mond und Sterne heraufgezogen, die in der Fluth wiederblinkten und eine milde Helle verbreiteten, daß sein Auge die feuchten Linien des Golfes in ihrem beweglichen Schimmer erreichen konnte. Und er gedachte der Tage seiner Kindheit,

als er unter des greisen Volkmar Huth das Schwert schwingen und sich mit der Tartsche decken lernte, als er mit Fallen dem Marder und Iltis nachstellte, mit scharfen Pfeilen nach dem Weih in lustiger Höhe zielte und die Gespielin seiner Schwestern, die goldblöckige Hilde, ihm den bunten Feldblumentranz um das wirre Haar wand und ihn lächelnd zu ihrem vieltrauen Ritter fürte, wenn er ihr frohemuth seine Beute in den Schooß warf.

Wie er noch also stand, sinnend in sich gekehrt, fühlte er plötzlich eine hagere Hand auf seiner Schulter; er blickte sich rasch um — Messer Cipolla war es, der ihm mit wichtiger Miene in's Gesicht sah, den Zeigefinger an

die Nase legte und also begann:

„Macht Euch Euer Glück so tiefsinnig, Signor Capitano, daß Ihr mein Kommen nicht gewahrtet? Bei den Gebeinen des heiligen Januarius! Ihr dürft ihm eine Dank-Hekatombe weihen; denn die Gunst unserer erhabenen Gebieterin ist Euch zu Theil geworden, wie keinem Zweiten, — mich ausgenommen!“

Dabei nahm Messer Cipolla eine besonders selbstbewußte Stellung an, legte die Hand auf's Herz, senkte und schlug den Blick zu den Sternen auf. Deco, so wenig ihm spaßhaft zu Muthe war, konnte sich doch eines Lachens nicht enthalten. Aber streng verwies ihm solches der Astrolog:

„Was lachet Ihr, Ritter? Wäret Ihr kein nordischer Barbar, Ihr wüßtet die Gnade unserer Königin besser zu schätzen. Aber ich sehe schon, wenig



*) Kein Schreibfehler, sondern historisch begründet. Vergl. Wiarda, Geschichte von Ostfriesland I, 329 unter (n).

empfindet eure ungeschlachte Art von den zarten Regungen des feinbesaiteten Sohnes romanischen Stammes. Bären seid ihr, Bären bleibt ihr.“ —

„Und Ihr ein Narr, Messer Cipolla!“ unterbrach ihn der Frieje. „Per bacco! Wir sollten wagen, unsere Häupter zu Neapels Königin zu erheben, die sie vielleicht eine Stunde später in den Staub rollen ließe? Euch zwar schützt vor jeglichem Verdacht die ehrwürdige Glase, — und was darunter sich birgt, nehme der heilige Januarius in seinen allernädigsten Schutz. Ich aber trage kein Verlangen —“

Doch ehe er vollenden konnte, hatte sich der Schwarze empört abgewandt, er stieg wüthend die Söllertreppe hinab und ein zischendes: „Felice notte, bestia tedesca!“*) war Alles, was Deco noch zu hören bekam.

Lachend schüttelte er das Haupt, löste den Schwertgurt, lehnte sich an die steinerne Rinne und dachte über des Astrologen Worte nach. Sollte Cipolla wirklich Recht haben? Welche Zukunft that sich seinen Blicken auf, wenn er den lockenden Gedanken weiter spann! Ruhm, Glanz und Reider, — aber die fürchtete er nicht; Ehre, Macht und Feinde, — aber die konnte sein Arm bezwingen. Der Erste nach der Königin, — es war ein kühnes Vermessen; aber ihm schwindelte vor solcher Höhe, deshalb fort, fort mit den Truggebilden! Ausharren mußte er im Dienste Johanna's, ausharren wollte er, treu seinem Eid, bis sie ihn desselben entbände, — das Uebrige stellte er in Gottes Hand.

Ruhe kam über ihn bei diesem Entschlus; er fand, daß es Zeit sei, das Lager aufzusuchen. Ehe er jedoch den Söller verließ, wollte er weit über Meere und Lande seine Grüße an die nordische Heimath senden.

Und wie er nun hinauschaute, da fesselte seine Blicke ein flackerndes Licht auf den Fluthen, das langsam größer wurde, er hörte fernen Rudererschlag, endlich sah er am Schnabel eines stattlichen Langschiffes rothe Fackeln glühen, während das Fahrzeug dem Ufer stetig näher kam. Im schwanken Licht erkannte sein scharfes Auge bald, daß die Form des Bootes eine andere als die in Welschland übliche sei, und wie eine freundige Ahnung durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke: Sollte das Fahrzeug aus der Heimath Kunde bringen?

Ohne Säumen stürmte er die Treppen hinab, eilte an den Strand, und je mehr er seine Schritte beflügelte, desto deutlicher wurde das Drachenhaupt am Rumpfe des Meeresschiffes sichtbar, jenem gleich,

*) „Gute Nacht, deutsches Thier!“

das sein Vater Reno selbst erbaut und oftmals durch Wellenschlag und Brandung gelenkt hatte. Nun zogen die Mannen ihre Ruder ein, das Schiff stieß an's Ufer, er vernahm die Worte der Sprechenden, — das waren friesishe Laute; am Steuer saß ein Greis mit Schwert und Schild und langwallendem silberweißem Bart, — das war Volkmar, seiner Jugend Freund und Hüter.

Zauchzend rief ihn Deco beim Namen, mit gedämpftem Freudenruf gab ihm Volkmar Bescheid, die Schiffswand senkte sich, Deco erklimm den Bord und lag zu herzlicher Begrüßung in des Greises Armen. Da kündete ihm dieser, wie er mit Decos Schwestern über die Wasser gefahren sei, das Reich der Franken umsegelnd und Hispanien, wo sie am Grabe Sankt Jago's von Compostella gebetet hatten, daß es ihnen vergönnt sein möge, den Säumnigen in die Heimath zu holen. Unter dem Zeltbaldach, auf weiche Pelze gebettet, ruhten Theda und Anke in tiefem Schlaf; morgen wollten sie an den Hof der Königin gehen und die hohe Frau um Urlaub für ihren Bruder bitten. — Und Volkmar erzählte weiter, wie die Feinde sich trotziger gegen Frau Walburg stellten, seit die Asche Renos, ihres Gemahls, im Hügel ruhe; wie die muthigen Jungfrauen zu Fuß gen Rom und Neapel hätten pilgern wollen, um den Bruder zur Rückkehr zu bewegen. Da habe er selbst ein Häuflein Getreuer ausgerüstet, das Langschiff flott gemacht und die Schwestern unter sichrem Schutz über Meer gefahren. Manches Abenteuer hätten sie unterwegs bestanden, manche Gefahr glücklich besiegt; die schwerste doch stünde ihnen noch bevor, und die sei, Decos, des Landflüchtigen, Sinn zu wenden. Denn wohl wisse man, daß der Königin Hof zu Neapel hoher Freuden Stätte sei, und der Ruf von der Schönheit der Königin Johanna sei über die Lande gedrungen, Greise erzählten davon mit Begeisterung, — was Wunder, wenn sie auch Deco, den Jüngling, mächtig zu bannen vermöge.

Volkmar hielt inne und schaute ernsten Blickes in Decos Antlitz; der aber ging schweigend an die Zeltwand, schlug mit der Linken das bergende Leinen zurück, daß der Fackeln zitternde Gluth hineinleuchtete, — da sah er Theda und Anke Arm in Arm, ein rührendes Bild schwesterlicher Liebe, tief athmend schlummern. Aber dunkle Trauergewande hüllten sie ein, sie trauerten um den Tod des Vaters und des Bruders, um das Leid der Mutter, — und er selbst, Deco, stand in glänzender Rittertracht, im Dienst der Südländerin, an ihrem Lager!

Kein Wort kam über seine Lippen; doch Volk-

mar glaubte eine Thräne an Decos Wimper hangen zu sehen, als dieser ihm scheidend die Hand reichte und leise flüsterte: „Deine Rede war weise und gut, Volkmar. Morgen, ehe die Sonne im Zenith steht, komm mit den Mädchen an der Königin Hof, meine Trabanten sollen euch geleiten, — morgen sollt ihr Antwort haben.“

Dann stieg er leise, daß er die Schläferinnen nicht weckte, vom Schiff an's Land, bald hatte er den Palast und seine nächtliche Ruhestatt erreicht; lange doch wälzte er sich gedankenvoll hin und her, bis tiefer Schlaf ihn erquickend umfing.

Aber Volkmar, der Alte, rief seinem Knaben guten Muthes zu: „Schnalle mir den Brustkorb ab, Junge! Heute Nacht gedenkt Volkmar ruhig zu schlafen.“

II.

Prangend ging am nächsten Morgen die Sonne über die Stadt am Posilipp auf; und als die Fischer in der Frühe ihre Barken zur Ausfahrt rüsteten, blickten sie voll Verwunderung auf das stattliche fremde Schiff, das, mit waffenblinkenden Männern besetzt, ihren Ufern so nahe lag. Da schritt auch schon von der Stadt her ein starker Haufe Trabanten an den Strand; aber freundschaftlich verhandelten sie mit der Schiffsmannschaft, hingen ihre Waffen neben denen der Fremden an Bord auf, und schienen nur gesandt, das fremde Schiff vor der Neugier der Uferbewohner zu schützen.

Zu vorgerückterer Tageszeit, als sonst, war Deco, nachdem er so spät nächtliche Ruhe gefunden hatte, heute erwacht. Da nahte ihm auch schon ein Bote der Königin, der ihn vor deren Angesicht beschied. Wohl verwunderte ihn die frühe Stunde; aber da er selbst willens gewesen war, sich Gehör zu erbitten, so pries er das glückliche Zusammentreffen, ordnete seinen Anzug mit besonderer Sorgfalt und eilte, dem Befehl seiner Gebieterin Folge zu leisten.

Mit freudiger Zuversicht betrat er das Gemach der Königin. Doch betroffen blieb er stehen, als er ihre Miene wahrte, denn nicht gnädig, wie sonst, empfing ihn Johanna. Dunkle Wolken lagerten auf ihrer Stirn, ihr Auge sprühte Blitze und mit zornbebender Stimme begann sie:

„Gestern erst häuften wir neue Ehren auf Euren Scheitel und heute schon müssen wir vernehmen, daß Ihr uns Dienst und Dank zu versagen gesonnen seid, daß Ihr unsre Stadt an fremden Schiffes Bord, einem Geächteten gleich, verlassen wollt. Doch noch ist die Hand der Königin über Euch, noch steht Ihr

in Eid und Pflicht, und der erste Schritt, den Ihr auf jenes Fahrzeug setzt, bringt Euch den sicheren Tod. Unsere Trabanten halten es besetzt, — als Freunde, wenn Ihr bleibt, — als Feinde, wenn Ihr auf Eurem trotzigen Willen beharret!“

Deco erblaßte; mit der Beschämung über den unverdienten Schimpf rang in ihm der Zorn. Er wollte antworten, aber der Schein zeugte ja gegen ihn; die Königin hatte Kunde von der Ankunft Volkmars, aber nicht von der seiner Schwestern, nicht von dem, was in Decos Herzen vorging. Wer aber hatte die sonst so gütige Herrin so schwer gegen ihn gereizt, — wer? Er brauchte nicht lange zu sinnen. Wer anders als Messer Cipolla, dessen Eitelkeit er vor Kurzem erst so tief gekränkt hatte. Er war gleichzeitig mit Deco auf dem Söller gewesen, er mußte die Ankunft des Schiffes beim Hinabsteigen bemerkt haben, alles Uebrige erklärte sich von selbst.

Aber der Frieze durfte die Hoffnung nicht aufgeben, des Gegners Lügengewebe zu zerreißen; und zürnte ihm die Königin auch schwer, — er mußte suchen, ihren Zorn zu entwaffnen. Doch wenn ihm dies nicht gelang, wie sollte ihm die andere, die schwierigere Aufgabe gelingen?

Während solche Gedanken sich mit Blitzesschnelle in seinem Haupte jagten, herrschte ihn Johanna an: „Wir harren Eurer Antwort, Ritter!“

Da ließ sich Deco vor der Zürnenden auf ein Knie nieder; ruhig sprach er: „Meine Königin schenkte einem bösen Rathgeber Gehör und ein Verleumder war es, der meine Ehre so gröblich anzutasten wagte. Doch niemals soll es heißen, daß Deco then Broek der Königin von Neapolis Dank versagt habe für jede Gnade, deren sie ihn würdigt, nie soll einer sagen dürfen, daß ich wie ein Geächteter dieses Land verließ. Mit Ehren bin ich gekommen, mit Ehren habe ich gedient, mit Ehren hoffe ich zu scheiden, aber erst, wenn meiner Königin eigener Mund mir Urlaub gewährt.“

Decos Worte verfehlten ihres Eindrucks nicht auf die stolze Frau; doch durfte sie ihm trauen? In ihrem Herzen sprach eine Stimme warn zu seinen Gunsten; aber vergiftend hallte Cipollas verleumderische Aussage darin wieder, und Johanna entgegnete:

„Hoffet nicht, mit trügerischen Reden unsere Wachsamkeit einzuschläfern! Erst wenn jenes Friesenfahrzeug unseren Strand verlassen hat, erst wenn sein Kiel das tyrthenische Meer nicht mehr durchfurcht, erst dann wollen wir Euch mehr glauben als —“

Die Königin stockte. Doch furchtlos vollendete Deco den Satz: „— als Messer Cipolla, — ich kenne den Falschen! Er ist nicht werth, mit Manneswaffen bekämpft zu werden, sonst sollte er mir Rede stehen für das Bittre dieser Stunde. Doch einen anderen Wunsch erfülle die Gerechtigkeit meiner Königin. Jenes Schiff trägt außer seinem Führer, dem greisen Volkmar, zwei Jungfrauen an Bord, meine Schwestern Theda und Anke. So gewiß ich keine Kunde von ihrer Meerfahrt hatte, so gewiß ich kein Wort mit den Schlafenden wechselte, so gewiß vergönne meine Königin den verwaisten Töchtern Kenos vor ihr Angesicht zu treten und aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, daß nicht unmännliches Gefallen an der üppigen Pracht dieses Hofes den Bruder an der Erfüllung heiliger Pflichten hindert, sondern nur der unerschütterliche Wille Eurer Majestät!“

Johanna zögerte mit der Antwort. Sie mußte sich sagen, daß Decos Verlangen kein unberechtigtes sei, sie hatte allen Grund, mit seinem freimüthigen Bekenntniß zufrieden zu sein; und wenn des jungen Friesen letzte Worte auch ihren Unmuth zu reizen drohten, — der Wunsch, seine Schwestern von Angesicht kennen zu lernen und sie mit ihrem eigenen königlichen Glanz zu blenden, überwog schließlich jedes Bedenken. Sie wollte deshalb schon ihre Zustimmung ertheilen, als Messer Cipolla, der heimlich Zeuge ihrer Unterredung gewesen war, aus einer Thür hinter dem Sessel der Königin trat und, scheinbar ohne Deco zu beachten, die Gebieterin in fremder Sprache zur Ablehnung zu bereuen trachtete. Doch diesmal blieb sie fest, vielleicht um so mehr, als Deco den Berräther keines Wortes würdigte. Sie hieß Cipolla selbst einem Trabanten Befehl bringen, Volkmar und die beiden Töchter Kenos unverzüglich zur Königin in den Palast zu entbieten. Bis zu deren Ankunft ließ sie Deco allein; dann sollte er, zu gleicher Zeit mit den Schwestern, vor Johannas Thron erscheinen.

Bald traf der Bote auf dem Friesenschiffe ein, bald folgte ihm Volkmar, im Festgewande, nur mit dem breiten Schwert umgürtet, zu seiner Rechten und Linken die beiden Jungfrauen, die züchtig mit gesenkten Augenlidern durch die gaffende Menge schritten. Vor ihnen trug Volkmars Waffenträger auf seinem Schilde die Gaben, die sie aus Ostfriesland für die Königin mitgeführt hatten: blüthenweißes Leinen, von Theda und Anke gesponnen, von Frau Walburg selbst gewoben, silbernes Geschmeide, um Hals und Brust zu schlingen, und als köstlichstes von Allem ein zierlich geschnitztes

Kästchen aus Sandelholz, einst von einem Vorfahr Kenos auf der Kreuzfahrt im Lande Palästina von den Ungläubigen erbeutet und am heiligen Grabe von Patriarchenhand geweiht. Unter dem Zusammenströmen der Müßiggänger nahen sie der Königsburg, — nicht lange, und sie wurden von den Kämmerern in den Thronsaal der Monarchin geleitet.

Da saß Johanna, in Purpur geküßt, die blinkende Krone auf dem Haupte, den Schleier über den stolzen Nacken zurückgeworfen, von ihres Reiches Würdenträgern umringt. Da stand seitwärts auch Deco, das Auge unruhig und bewegt auf den Eingang gerichtet, in welchem seine Schwestern nun erschienen. Wohl hätte er ihnen entgegengehen, sie vor allen Großen umarmen mögen; aber die Anwesenheit der Königin gebot ihm, sich Zwang anzuthun, Zwang, den er niemals schmerzlicher empfand als jetzt. Aber Theda und Anke wußten von keiner höflichen Saßung; kaum hatten sie des Bruders ragende Gestalt erblickt, als sie mit freudigem Schrei auf ihn zueilten und ihn mit den Armen umschlangen, während sie unter Freudenthränen riefen: „Deco, lieber Bruder, so sehen wir dich endlich wieder!“

Erstaunt und voll geheimer Bewegung sah die Königin auf die Gruppe, denn auch Deco vergaß jetzt die Gegenwart des Hofes, und herzlich erwiderte er die Begrüßung seiner Schwestern. Inzwischen war Volkmar dem erhabenen Sitz Johannas genahet, sein Knabe beugte die Knie und legte zu ihren Füßen die Gaben nieder. Huldreich dankte die Königin dem Greis; aber ehe sie Zeit fand, das Gebotene zu beschauen, hatte Deco seine Schwestern an den Händen gefaßt, und nun führte er sie selbst an des Thrones Stufen und hieß sie vor der Königin zum Gruß niederknien.

Ein Lächeln der Geringschätzung war durch die Versammlung gegangen, als die Schwestern in ihren Trauerkleidern den glänzenden Saal betreten hatten. Doch als sie jetzt furchtlos die Augen aufschlugen, und Deco die Blicke fast drohend über die Anwesenden schweifen ließ, verstummten die Spötter. Und Theda, die Ältere, begann auf der Königin Befehl zu erzählen, wie sie unter Schrecknissen aller Art über die wilde See gefahren seien. Weiter sprach sie dann:

„Als wir an das Grab des heiligen Jago gewallfahrtet waren, stiegen wir wieder zu Schiff; doch bei den Säulen des Hercules faßte uns ein gewaltiger Sturm, der unser ächzendes Fahrzeug fast an den Felsen zerschellt hätte. Kaum waren wir dem Orkan glücklich entronnen und steuerten

neuen Muthes in das mittelländische Meer, als sich zwei schnellsegelnde Boote, von braunen Sarazenen geführt, an unsere Seiten legten und uns mit scharfen Bolzen und Brandpfeilen schwer bedrängten; doch Volkmar und seine Mannen überwältigten die Feinde und ramten ihre Schiffe in den Grund.“

Ein Murren*des Beifalls wurde laut, stolz strich sich Volkmar den greisen Bart.

„Und nun“, — fuhr Theda fort, — „stehen wir vor Deinem Angesicht, große Königin! Wir sehen unseren Bruder herrlich in Manneschöne an Deinem Hof, wir wissen, daß er Dir freudig und tapfer diene, und dennoch bitten wir: Gieb ihn uns wieder! Wölfe umkreisen das Erbe seiner Väter, hungrige Geier wehen die Fänge, uns Stück um Stück zu entreißen; Frau Walburg, unsere Mutter, —“

Aber die Königin ließ sie nicht vollenden. Hatte sie das Lob Decos aus der eigenen Schwester Mund mit hochklopfendem Herzen vernommen, so wollte sie doch die verhasste Bitte nicht abermals hören. Sie unterbrach deshalb die Sprechende:

„Wenn euch in der Heimath Gefahr droht, — was meidet ihr sie nicht? Wenn euch des Bruders starke Hand mangelt, warum geht ihr nicht dahin, wo er euch schützen wird? Soll der Adler um euretwillen im Busch horsten, statt auf Bergeshöhen? — Vernehmt unsern Willen, ihr Friesenmädchen: Eurer Mutter soll in unsern Reichen eine stattliche Heimstätte bereitet werden. Hier drohen euch weder Wölfe noch Geier; deshalb verweilet hier und laßt den greisen Necken dort Frau Walburg über Meer gen Welschland bringen, wie er euch brachte.“

Erregt hatte die Königin gesprochen, sie glaubte so jeden Widerspruch gelöst zu haben, sie sah auf Deco und auf die Mädchen, die in tiefem Schweigen

verharrten. Doch als ihr keine Antwort wurde, nahm sie das Wort aufs neue:

„Was besinnt ihr euch noch? Wie kann euch der kalte Nord locken, wenn euch der sonnige Süd seine Pforten so gastlich erschließt?“

Da öffnete Anke, die Jüngere, die Lippen, mit sanfter Stimme sprach sie: „Was macht, daß die Schwalbe alljährlich aus dem Morgenlande in das Nest zurückkehrt, das sie unter den Balken am Dach unseres Hauses baute? Was treibt ihren Gesellen, den Storch, daß er mit freudigem Klappern den Reisigkorb auf dem Giebel begrüßt, mit dem Lenz wiederkehend, mit des Herbstes Stürmen scheidend?“

O Königin! Seit Deco fort blieb, seit Thmo starb und unser Vater unter dem Hügel schläft, ward es herbftlich in Kenos Halle. Gieb uns den Bruder wieder, daß er den Lenz und die Kraft, daß er uns Heil und Freude zurückbringe!

Tief bewegt hörte die Königin auf Ankes Worte; sie hätte das liebe Mädchen umarmen mögen, und doch bereitete ihr die Bitte geheimen Schmerz. So sprach sie:

„Ihr wißt nicht, was ihr fordert, — ihr wißt nicht, ob euer Bruder euch gern folgen wird. Hier steht er, unsern Willen kennt er, — fragt ihn selbst und merket auf das, was er euch antworten wird.“

Und bedeutsam ließ sie ihre Blicke auf Deco weilen, der, das vieldeutige Wort der Königin vernehmend, in schwerem Kampfe mit sich selbst stand. Längst hatte sein Herz entschieden, gewaltiger denn je zog es ihn nach der Heimath. Aber war ihm nicht aus der Königin eigenem Munde der Tod verheißen, wenn er es wage, seinen Fuß auf das Friesenschiff zu setzen? Johanna war eine mächtige Herrscherin und fähig das strengste Urtheil voll-



ziehen zu lassen, wenn sie sich in ihrem Weibeszolze gekränkt fühlte. Was aber konnte ihm ein vergeblicher Kampf gegen die Uebermacht, was konnte seinen Schwestern der Tod des Bruders frommen? Herbe Dual erfüllte ihn und er durfte den Beiden nicht einmal sagen, was ihn abhielt, ihren Bitten zu willfahren.

Voll Spannung sahen Alle auf ihn, mit bangen Blicken Theda und Anke, mit gerunzelter Braue der greise Volkmar. Aber während Deco noch finster vor sich hin brütete, nestelte Theda einen Haken ihres Gewandes los und entnahm dem Kleide ein weiß-schimmerndes Ringlein, das reichte sie dem Bruder und sprach dazu: „Ich flocht es aus dem schmerzgebleichten Haar unsrer Mutter!“ — Und Anke that desgleichen und ihre Hand zog aus den Falten des Brusttuches ein welkes Stränklein, von goldner Locke zusammen gehalten, das bot sie Deco und sprach: „Sieh, was dir Hilde in Treuen sendet!“

Und Volkmar trat zu den Dreien, nahm den Helm vom Haupt und sprach das Wort: „Auf Kenos Hügel sproßten die Blüthen, die Hilde dir brach!“

Da schwand im Herzen Decos aller Zweifel, stürmisch umschlang er die Schwestern, er preßte Strauß und Ringlein an seine Lippen, frank und frei richtete er sein Haupt empor, und vor das Angesicht der Königin tretend, sprach er: „Herrin, über Alles siegte die Mutterliebe, — laffet mich zur Heimath ziehen!“

Ob der kühnen Worte standen alle die Großen stumm. Sie kannten Johannas herrisches Gemüth, sie fürchteten für den unvorsichtigen Friesen das Schlimmste, und Messer Cipolla selbst erschrak, denn es wäre ihm doch leid gewesen, hätte Deco seinen Muth mit dem Leben büßen müssen. Einen Augenblick saß die Königin schweigend; doch auch sie hatte der Schwestern Worte vernommen, in ihrem stolzen Herzen siegte das Gute, langsam erhob sie sich von ihrem Sitz und mit zitternder Lippe flüsterte sie: „Es sei, dir geschehe nach deinem Willen!“ —

Dann warf sie gebieterisch das Haupt zurück: „Wir danken Euch, verlaßt uns, Ihr Großen des Reiches, verlaßt uns alle! Nur die Friesenmädchen sollen noch verweilen!“

Aus geöffneten Pforten strömten die Würden-träger; nur Deco und Volkmar, der jenem treuherzig die Rechte drückte, harrten voll Erwartung noch auf dem Gange. Niemand hörte, was die Königin mit Theda und Anke noch gesprochen. Doch als Stunden verstrichen waren, traten sie aus dem Thronsaal, reich beschenkt, das Lob der Königin auf den Lippen, eine goldene Kette für Deco in den Händen.

Alle Vier eilten nun an das Schiff; schon hatten die Trabanten Befehl erhalten es zu verlassen, und bald wurde Alles zur Abfahrt gerüstet. Nur Deco wollte noch einmal das Angesicht der Königin sehen, von ihr Abschied nehmen und ihr aus vollem Herzen danken. Sie aber ließ ihm durch ihre Hoffrauen mit ihren Segenswünschen ein letztes Lebewohl sagen.

Doch als Volkmar nun die Anker lichtete, die Ruder seiner Mannen in die blaue Fluth tauchten und sich blitzend im Sonnenschein wieder daraus erhoben, als Deco neben der Friesenlagge das Banner von Neapel grüßend am Mast aufziehen ließ, da stand eine hohe Frau einsam auf dem

Söller und blickte auf das Meer hinunter, bis das Schiff mit Deco fern und ferner segelte und endlich hinter Ischia am Horizont verschwand. Da flüsterte sie leise vor sich hin: „Fahr' wohl, du kühner Mann, — glückliche Mutter, glücklichere Hilde!“ — verhüllte mit dem Schleier ihr schönes Haupt und weinte bitterlich.

Aber als Mondenfrist verronnen war und die Seefahrenden die Heimath glücklich erreicht hatten, da faltete Frau Walburg in ihrer Kemetate betend die Hände: „Gott segne dich, du edle Königin!“ und demüthig neigte sie das greise Haupt: „Nun magst du mich rufen, Herr, denn meine Augen haben den theuren Sohn wiedergesehen!“



Martha und Maria.

Ev. Luc. 10, 38—42.

Von

Karl Gerok.

Zeichnung von Gustav Jäger.

„Siehe doch, da sitzt die Schwester,
Träumerisch in guter Ruh’;
Sag’ ihr, Meister, liebster, bester,
Daß sie auch das Ihre thu’!

Und ich danke Deiner Mühe,
Und ich lobe Deinen Fleiß:
Liebreich walten spät und frühe
Ist der Hausfrau Schmuck und Preis.



Froh durchheil’ ich Haus und Garten,
Bringe Wein und Brot und Obst,
Theurer Gast, Dir aufzuwarten,
Daß Du Deine Wirthin lobst.

Aber mit verzücdten Mienen
Hört sie Deiner Rede zu,
Läßet mich alleine dienen:
Herr und Meister, richte Du!“ —

Martha, Martha, viele Sorgen
Machst Du Dir um Deinen Gast,
Spät am Abend, früh am Morgen
Gönnst Du Dir nicht Ruh und Rast.

Doch — Dein Tagewerk in Ehren —
Lebt der Mensch allein vom Brot?
Brauchst Du nichts, Dein Herz zu nähren?
Martha, Martha, Eins ist Noth!

Was Maria sich erkoren,
Ihrer Seele himmlisch Heil,
Dieses bleibt ihr unverloren,
Bleibt auch Dir Dein bestes Theil.

Da ist erst das Glück gefunden
Und der köstlichste Gewinn,
Wo sich Schwesterlich verbunden
Marthafleiß, Mariensinn.



Schweizer Sagen.

Erzählt von
Adolf Frey.

Mit Bildern von
Ludwig Richter.

(Fortsetzung.)

VII.

Die Todesbotin.

Die Wittwe Mechthild und ihr einziger Sohn Konrad führten in ihrem Häuschen unweit einer kleinen Schweizerstadt viele Jahre ein einträchtiges und behagliches Leben, bis sie eines Tages durch die Kunde aufgeschreckt wurden, der Feind bedrohe das Land und jeder waffenfähige Mann müsse der Fahne folgen. So griff denn auch Konrad zur Wehr und zog sein Rößlein aus dem Stalle, um sich den wenigen Reitern des Städtchens anzuschließen, die eines Abends aus dem grauen Thore trabten und die Nacht hindurch reiten wollten, damit sie die Hitze des Sommertages vermeiden könnten. Sein Haus lag aber unweit der Ringmauer und hart am Walde, welchen die Straße durchschneidet, so daß er sich nach dem alten Mütterchen und dem weißen Tüchlein in ihrer Hand oft umsah, mit welchem sie dem Scheidenden nachwinkte. Es schwebte wie ein flatterndes Wölklein im erlöschenden Abendroth. Konrad wurde so seltsam zu Muth und ehe er sich's versah, war er ein kleines Stück hinter dem Zuge zurückgeblieben. Da klang plötzlich eine feine Stimme an sein Ohr und er konnte deutlich die Worte vernemen:

Es sinkt manch grünes Blatt vom Baum,
Und mancher stirbt, er denkt es laun.

Der in sich Versunkene fuhr auf und blickte erstaunt umher ohne etwas bemerken zu können: die Dämmerung ruhte still auf den gewaltigen Waldbäumen, eine Quelle rauschte am Begrande und vor sich hörte er den Hufschlag der Pferde. Er trieb sein Roß an, aber schon nach einer kurzen

Strecke ertönte es noch heller und deutlicher als zuvor:

O reit' nicht so behende,
Du reitest in dein Ende!

Unwillig griff er nach dem Schwerte, in der ersten Wallung des erzürnten Blutes einen losen Gefellen vernuthend, der seinen Schabernack mit ihm zu treiben gedente. Doch die nächtliche Stille war noch mächtiger als vorher, kein Windhauch und kein Blatt regte sich, die Sterne glänzten zwischen den grünen Kronen herunter, und in der Ferne waren die davoneilenden Genossen kaum mehr zu vernemen. Er strich nachdenklich und unsicher mit der Hand über die thaufeuchte Stirn und ritt weiter, bis es abermals unsagbar weich und wehmüthig erscholl:

O reit' nicht so behende,
Du reitest in dein Ende!
Dein Mund muß sich verfärben
Und morgen mußt du sterben.
O reit' nicht so behende,
Du reitest in dein Ende!

Hinter dem Gebüsch am Wege schwebte eine Jungfrau empor, auf deren weißes Gesicht und runde Schultern das Mondlicht fiel, schlang rasch die Arme um den Hals des jungen Reiters und drückte ihm einen Kuß auf den Mund. Er fühlte zusammenschauernd den Druck zweier erkalteter Lippen auf den feinen und sah dann die Gestalt so schnell, wie sie genahrt war, im Dunkel wieder entschwinden. Jetzt entfaul ihm das Herz und vor seine Seele trat die Sage, welche er in Knabentagen

gehört, daß oft demjenigen, der im Streite fallen soll, auf dem Wege zu demselben eine schöne Jungfrau erscheint.

„Gott, in deine Hände befehle ich meinen Geist,“ murmelte er vor sich hin, gab dem Kößlein die

Sporen und holte die Gefährten eilenden Rittes ein. — Nach hartem Kampfe fiel dem schweizerischen Heere ein glänzender Sieg zu, aber unter den Todten lag auch Konrad, dessen Brust der Pfeil eines Welshen durchbohrt hatte.

VIII.

Die unglückliche Braut.



enn die Anwohner des Hallwiler Sees an schönen Sommertagen längs den Anhöhen, welche das schimmernde Wasserbecken einschließen, ihre Neben besorgen oder die Feldarbeit bestellen, so hören sie mitunter vom rechten Gestade her ein wehliches Rufen und gedenken dabei einer Brautfahrt, von der die Kunde heute noch erhalten ist, obwohl sie in alter Zeit stattgefunden hat. Einst wollte nämlich ein Brautpaar über den See nach dem Dorfe Reinach fahren, um sich daselbst trauen zu lassen; Himmel und Erde strahlten im Glanze des krystallhellsten Spätsommertages, der das Gewitter nicht vermuthen ließ, welches über die Fahrenden kam,

als sie die Mitte des Sees erreicht hatten. Regen, Wind und die stürmenden Wellen bedrängten den Kahn, und lange schaute man vom Ufer aus den mit der Fluth Ringenden zu, ohne daß man es wagen durfte, zu ihrer Hülfe einen Kahn zu lösen. Als sich das Gewitter verzogen hatte, sah man den Fährmann allein dem Ufer zuschwimmen, wo er berichtete, das Boot habe umgeschlagen und er einzig durch Schwimmen sich retten können. Seit jener Zeit läßt sich das Wehklagen des untergegangenen Paares vernehmen, und es ist ein alter Glaube, daß, so oft Jemand im Hallwiler See ertrinkt, die unglückliche Braut aus den schäumenden Wogen taucht, wehklagend die Hände ringend und einen Myrtenkranz auf den wehenden Blondhaaren tragend.

IX.

Ahasver, der ewige Jude, in den Schweizer Alpen.



Als Ahasver auf seiner ewigen Wanderung kurze Zeit, nachdem er verflucht worden, zum ersten Male die Alpen überschritt, wählte er die zwischen den heutigen Kantonen Wallis und Bern gelegene Grimfel zum Orte seines Ueberganges. Es war ein herrlicher und lieblicher Anblick, der sich hier dem staunenden Auge bot: so weit seine Blicke reichten, dehnte sich ein tiefblauer Himmel über dem üppig grünenden Lande aus, welches Aare und Rhone rauschenden Laufes durchzogen. An den sonnigen Berghängen prangte die Rebe, auf den Höhen des Gebirges hoben stattliche Eichen und Buchen ihre Häupter in die blaue Luft und erklangen von den Liedern zahlloser Singvögel. Aus dem fruchtbaren Gelände aber tauchten, halb von Obstbäumen versteckt und bewohnt von einem glücklichen und gastfreundlichen Geschlecht, ansehnliche Dörfer empor. Wo der Wanderer anpochte, that sich ihm die Thüre auf und der Bewohner lud ihn herzlich ein sich an dem zu erquicken, was Wald und Feld geboten

hatten. Es wurde Ahasver in Mitten dieser guten und zufriedenen Menschen so wohl um's Herz und er wünschte sehnlich, hier bleiben und ein Fleckchen dieser grünen Erde sein nennen zu dürfen, um darauf zu ruhen und still zu sterben. Aber dem Unglücklichen war es nicht vergönnt, in dem Lande des Glückes zu weilen, und sein irrer Fuß trug ihn weiter nach Norden.

Schon waren Jahrhunderte über dem Haupte des Ruhelosen dahingerauscht, als er auf seinen Wanderzügen wieder in die Nähe der Alpen gelangte. Er hatte das glückliche Volk nicht vergessen, das ihn einst so freundlich aufgenommen, und noch immer hing sein Herz mit geheimem Sehnen an dem Lande, das er durchstreift und an dessen Anblick er sich jetzt noch einmal zu erfreuen beschloß. Aber düstere und unheimliche Ahnungen beklemmten sein Herz, als er die Passhöhe hinaufschritt. Ein dichter Nebel verbarg ihm das umliegende Land. Als er jedoch droben angelangt war, segte ein heftiger Stoß des Nordwindes den grauen Schleier weg. Ahasver sah

sich um und um und glaubte verirrt zu sein. Bis in's Thal hinab waren die Abhänge des Gebirges mit dunkeln Tannenwäldern bekleidet, deren Stämme im Sturme knarrten, der gewaltig durch die hohen Wipfel sauste. In das Geheul des Windes, der durch die Klüfte und Felspalten rauschte, mischte sich das mißtönige Geträchze der Raben und das bängliche Klagen der Eulen. Erschüttert stand Ahasver da. Endlich hob er den Stab wieder auf, um nach menschlichen Wohnungen zu spähen; lange mußte er suchen, bis er ein paar ärmliche Hütten fand. Die Köhler, die darin hausten, waren ein gutmüthiges Geschlecht, aber wie das Land selbst, ernst und schweigsam. Sie theilten mit dem Wanderer das Wenige, was sie besaßen: schwarzes Brod und Bier, welches sie aus den jungen Sprossen der Tannen gebraut hatten.

Abermals waren Jahrhunderte dahingezogen, als der ewige Jude das bekannte Gebirge wieder betrat. Der Pfad, den er früher gewandert, war verschüttet, und sein Fuß straukelte über kahle Felsen, zwischen welchen nur hier und da ein kärgliches Gras empor sproßte. Das Schweigen des Todes

lag auf dem Lande, kein Vogelzug ließ sich vernehmen, nicht einmal das Geträchze eines Raben; einzig der schrille Pfiff des scheuen Murmelthieres gellte etwa durch die Luft. Die Bergwände, wo früher Rebe, Eiche und Buche gegrünt und die später Föhren getragen, starrten jetzt von ewigem Eis und die Abgründe waren von riesigen Gletschern erfüllt. Ein eisiger Wind blies über die Schneefelder, aus denen sich einzelne graue Felsspitzen gewaltig in den kalten Himmel emporhürmten. Von Menschen sah Ahasver keine Spur und er war der einzige dieses Geschlechtes in einer Gegend, die, wie er selbst, von einem unheimlichen Schicksal verfolgt zu sein schien. Er setzte sich unten in dem rings von hohen Felswänden eingeschlossenen Thal auf einen Stein und weinte bitterlich. Als er dadurch seinen Gram erleichtert und sich nach dem nördlich gelegenen Haslithale gewendet hatte, um in bewohnte Gefilde hinabzusteigen, war schon von seinen Thränen, wie die Sage meldet, ein kleiner See gebildet worden. Trotz der vielen eisig kalten Zuflüsse aus den ringsherum liegenden Gletschern sind seine Wasser doch immer warm wie die Thränen Ahasvers.

X.

Die Nidelgret.

Nurweit dem Dorfe Andermatt im Kanton Uri liegt ein großer weißer Steinblock, an dessen Stelle vor alten Tagen ein Haus gestanden haben soll, in welchem ein altes Weib wohnte. Sie trug den Namen Nidelgret, weil sie, obwohl nur im Besitz einer einzigen Kuh, doch immer mehr Nidel hatte — so nennt man in der Schweiz den Rahm — als fünfzig stattliche Kühe zur Zeit der Sommerfahrt (d. h. wenn die Heerden auf den Bergweiden sind) zu liefern vermögen. Ihre Nachbarn, die Sennen, zerbrachen sich nicht wenig die Köpfe darüber, wie die Nidelgret wohl zu diesem Gute gelange, und eines Tages schlüpfte ein neugieriger Küher in ihren Stall und versteckte sich daselbst in dem Futterkasten, um die Alte beim Melken zu belauschen. Da sah er sie einen großen Kübel vor sich hinstellen, in welchem ein ganz kleines Krüglein Rahm stand, und hörte sie unter seltsamen Zeichen und Geberden immer vor sich hin murmeln:

„Herengut und Sennenzoll,
Von jeder Kuh zwei Kübel voll!“

Als bald füllte sich der Kübel mit dem feinsten Rahm bis an den Rand, worauf ihn die Alte auf

den Rücken nahm und zufrieden den Stall verließ. — Der Küher hatte sich Spruch und Zeichen wohl gemerkt und lief in größter Freude spornstreichs nach Hause, um die Kraft der Zauberformel zu erproben. „O, die Närrin!“ rief er, „nur zwei Kübel voll!“ setzte sich in seinen Stall und murmelte:

„Herengut und Sennenzoll,
Von jeder Kuh zwei Kübel voll!“

Da aber floß der Rahm von allen Seiten in solchen Strömen zu, daß sich plötzlich Stall und Wohnung des Unangenehmen damit anfüllten und er gar elendiglich in der köstlichen Flüssigkeit ertrank. Auf dem Dache ihrer Hütte saß schon Nidelgret, die wohl gemerkt hatte, daß er sie belauschte, und diesen Ausgang erwartete, und schrie: „Der thut's mir nimmer nach!“ Kaum waren ihr jedoch diese Worte entflohen, so kam eine mächtige Wolke mit schrecklichem Sturmwind herangesaust, der die Hütte des Kühers sammt der ihrigen hinwegsegte. An deren Stelle erblickte man nach dem Aufhören des Sturmes den weißen Steinblock, — in diesem steckt die Nidelgret neben dem habgierigen Sennen, den sie bis zum jüngsten Tag hüten muß.

Der Ring von Hallwil.

Walther, der einzige Sohn des alten Ritters von Hallwil, hatte mit andern Abligen das Gelübde gethan, das Kreuz zu nehmen und eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zu machen, und der Greis mußte ihn ziehen lassen, so gerne er auch seinen Stammhalter von dem gefährlichen Unternehmen zurückgehalten hätte. Vor dem Abschiede rief er sein ganzes Gesinde herbei, streifte einen Goldreif vom Finger und brach ihn vor Aller Augen entzwei, worauf er dem Beichtvater, in dessen Hände die Vollstreckung des Testaments gelegt war, die eine Hälfte übergab, die andere aber dem scheidenden Sohne, damit dieser bei der Rückkehr seine Ansprüche an den Tag zu legen im Stande sei.

Abenteuerlicherlei Art, Krankheiten und Kampfnöth hielten Walther lange Zeit von seiner Heimath fern, so daß er die Zinnen der grauen Seeburg erst nach zwanzig Jahren — es war 1272

— vor sich auftauchen sah. Unweit der ersuchten Stätte von einem Gewitter überrascht, wandte er sich zu einer Bauernhütte, dessen hochbetagter Bewohner den heimkehrenden Herrn, der sich zu erkennen gab, mit Freuden begrüßte und nachdem der Himmel sich bald wieder geklärt, ihm folgte und die schon in der Hütte begonnene Erzählung dessen, was während Walthers Abwesenheit sich zugetragen, eifrig fortsetzte. Während er der Burg zuritt, hinter der sich eben ein schimmernder Regenbogen wölbte, berichtete der Bauer, der Vater sei längst gestorben, und da man von dem Pilgrim keine Kunde erhalten, so habe der habgüchtige Oheim, der reiche Abt des benachbarten Klosters Muri, von der Feste Besitz ergriffen und dieselbe schlenmigt in ein Kloster verwandelt. Die Mönche hatten sich die fetten Hechte des blauen Sees und das Edelwild der umliegenden Wälder schon viele Jahre trefflich schmecken lassen, und gingen eben in der durch das Gewitter erfrischten Luft des Klostergartens behaglich spazieren, als Walther ans Thor pochte und seinen Namen nannte. Der Pförtner erschraf ins tiefste Herz und theilte

die unliebsame Kunde den zunächst Wandelnden mit, und bald war der ganze Convent versammelt, betäubt und betrübt, da er das nunmehrige Ende der ganzen Herrlichkeit deutlich vor Augen sah. Der halbe Ring, den des verstorbenen Freiherrn Beichtvater mit der Vermächtnißurkunde überliefert hatte, wurde herbeigeholt und zum Thore heruntergebracht, wo Walther schon die andere Hälfte zwischen den Fingern hielt; man legte sie an einander und Niemand hätte die Behauptung wagen dürfen, daß die Theile nicht zusammengehörten.

Allein nun erschien der Prior und brachte eine dritte Hälfte zum Vorschein: „Was ist das für ein frecher Betrüger!“ schrie er; „ein Pilgrim hat uns den Halbreif schon vor Jahren gebracht und zwar aus Walthers Hand selbst, der zu Aleppo an der Pest verblieb und uns mit dem letzten Athemzuge das Schloß übergeben hat, damit wir darin zu seiner Seele Heil beten sollten. Pack dich, du

unverschämter Lügner, der du die Grabesruhe des jungen, ach! so früh geschiedenen Herrn und der Brüder Andacht zu stören dich unterstehst!“ Damit schlugen die Mönche dem armen Walther das Klosterthor vor der Nase zu.

Da stand er nun Angesichts seines rechtmäßigen Erbes, nicht viel reicher als ein Bettler, denn er besaß bloß ein paar ehrenvolle Narben, ein dürftiges Gewand, sein mageres Köpflein und sein gutes Schwert. Er sah wohl ein, daß der weiseste Richter ihm nicht zum Rechte verhelfen könne, und so verlangte er das sogenannte Gottesurtheil, berief die Mönche vor die Gerichtsschranken des benachbarten Städtchens Narau und entbot ihnen den Zweikampf. Der Schirmvogt des Klosters, der Ritter von Ruesegg, trat ihm entgegen, wurde aber von seinem Gegner vom Pferde gehauen und bekräftigte sterbend Walthers Recht und die Unächtheit des durch den Prior vorgewiesenen Halbreifes. Die Mönche mußten abziehen und der rechtmäßige Besitzer empfing sein väterliches Schloß, das seine Nachkommen noch heute besitzen.



XII.

Der Grenzlauf.



Die Urner und Glarner stritten sich vor vielen hundert Jahren um die Landesgrenze und tagtäglich schädigte man sich hüben und drüben, bis endlich beschlossen wurde, die Sache auf gütlichem Wege beizulegen, und zwar auf folgende Weise. Zur Tag- und Nachtgleiche wird aus beiden Ländern früh Morgens, sobald der Hahn kräht, ein junger und rüstiger Berggänger ausgesandt und diese Läufer haben dem jenseitigen Gebiete zuzueilen: da, wo sie sich treffen, liegt die Grenzscheide.

Man hatte die Läufer bald gefunden und es handelte sich jetzt nur noch um einen Hahn, der die Morgenstunde möglichst früh ansage. Die Urner nahmen einen Hahn, sperrten ihn in einen kleinen Korb und gaben ihm nur kümmerlich zu fressen und zu saufen, in der Meinung, Hunger und Durst würden ihn nicht zu viel schlafen lassen. Die Glarner schlugen den umgekehrten Weg ein, fütterten und mästeten ihr Thier tapfer und gedachten auf diese Weise auch nicht am Ziel vorbeizuschießen.

Als nun der Herbst und mit ihm der bestimmte Tag herangerückt war, da weckte zu Altdorf der Hunger den Hahn schon in der allerersten Dämmerung und der Urner Läufer machte sich sofort auf die Beine. Die Glarner aber standen noch betrübt

um ihr Schicksalsthier herum, als die Sterne schon verblichen waren und das Morgenroth an den Gletschern strahlte. Keiner wagte durch irgend ein Geräusch den Hahn zu wecken, denn sie wollten nicht von der Redlichkeit weichen; endlich schwang er doch die Flügel und grüßte den Tag. Der Glarner machte sich schleunigst auf den Weg, ohne dem Urner den gewonnenen Vorsprung ablaufen zu können, und die beiden stießen nur zu bald aufeinander. „Hier ist die Grenze!“ rief der Urner frohlockend, worauf der andere bittend sagte: „Gieb mir noch ein Stück von dem Weidland, das du erlaufen hast.“ Er weigerte sich der Bitte Gehör zu geben; aber der Glarner ließ nicht nach, bis der von Uri schließlich sprach: „So viel will ich dir noch gewähren, als du mich auf deinem Nacken bergan zurücktragen kannst.“ Sofort faßte ihn der für sein Vaterland Besorgte und trug ihn noch ein gutes Stück, so daß die schlimme Grenze etwas zurückgeschoben wurde. Aber plötzlich sank er todt zusammen, und man zeigt noch heute das Grenz-
bächlein, wo sein schwerer Gang ein Ende fand. Bei den Urnern war große Freude, die Glarner ihrerseits bewahren die That des treuen Läufers in gutem Gedenken.

XIII.

Frau Ude die Gute.



In längst vergangenen Tagen lebte im Berner Oberland ein steinaltes Mütterchen, Frau Ude die Gute geheißten. Sie kam zu jedem sich folgenden Menschengeschlechte nur einmal und, so weit die Erinnerung vieler Generationen zurückging, immer in der nämlichen fremdartigen und ungewohnten Tracht. Sie schien lebensfatt und kraftlos und ihre hagre und gebückte Gestalt mehr einer Todten als einer Lebenden anzugehören. Aber behend trippelte sie von Thüre zu Thüre und sah, nachdem sie alle Bewohner einer Hütte herausgerufen hatte, dieselben mit ihren luchscharfen, jedoch wohlwollenden Augen an. Sie griff den Mädchen an's Kinn und schloß die Fragen, welche sie gestellt, jedes Mal mit den Worten:

„Du, du, du, ja du!
Diesmal wieder Ruh! —
Gätt' ich keine funden mehr,
Litt' ich siebenmal so schwer.“

Dann faßte sie das Mädchen, zu dem sie diesen Spruch gesagt, lächelnd bei der Hand und ging mit

ihr davon. Ohne je zu fragen oder zu zaudern führte sie die Erröthende geradenwegs nach dem Hause des besten und reichsten unter den unverheiratheten jungen Männern im Thale; dem legte sie die Hand des Mädchens in die Rechte, nickte still dazu und entfernte sich. Aber mit ihrem Verschwinden entstand in den Herzen der also Zusammengeführten eine unbegrenzte Liebe. Immer waren die von Frau Ude der Guten gestifteten Ehen glücklich und die Feier derselben wurde von der gesammten Thalbevölkerung mit aller Pracht und Freude begangen. Niemals lehnte ein Vater oder eine Mutter die Wahl für Sohn oder Tochter ab, die Frau Ude getroffen, wenn man schon nicht wußte, wer diese war und wo sie während ihres Fernseins sich aufhielt; denn zuverlässig ward das gewählte Mädchen stets als die reinste unter den Reinen im ganzen Thal erfunden und der Jüngling als der beste unter den Trefflichen; das Glück aber wich nicht von den beiden bis an ihr Lebensende.



Friedrich Güll, der Dichter der Jugend.

Ein Erinnerungs-Blatt

von

Julius Lohmeyer.

Mit Portrait nach einer Original-Zeichnung von

J. Kotschenreuther.



Als der Welt die holde Stunde des Friedens wieder kam, als wir uns zum schönen Christfest rüsteten und in jedem deutschen Hause die liebe Kinderwelt dem Weihnachtsbaum entgegenjubelte, da war es, daß einer ihrer besten und edelsten Freunde von ihr schied. Am 23. December vorigen Jahres entschlief nach kurzem Krankenlager der Dichter der „Kinderheimath“, unserer theurer **Friedrich Güll**. Die Weihnachtsglocken sangen ihm den Grabgefang und die leuchtenden Christbäume flammten wie Todtenkerzen auf um das stille Lager des edeln Kinderfreundes. Aber die laute Lust der Kleinen störte nicht den Frieden seines Schlummers. Wie ein letztes Lächeln ging es über die verklärten Züge des stillen Alten. Seine reine Seele schwebte empor auf den Klängen

der Weihnachtslieder, die er selbst in die Seelen der Kinder gesungen hatte; friedlich ging er ein in seine himmlische Kinderheimath.

Wir kennen ihn Alle; uns Alle hat sein reiches Herz beschenkt. Mit seinen fröhlichen Ammenreimen sind wir in der Kinderstube aufgewachsen, haben wir gescherzt und gelacht. Mit seinen herzigen Gebetverschen sind wir erwacht und wieder entschlummert. Seine muntern Reiterliedchen singend, hat uns der Vater auf den Knien geschaukelt; an gar mancher seiner Strophen haben wir buchstabiren gelernt, und seine kernigen Sprüche und Weisheitsworte haben unsere junge Seele mit ernstern Mahnungen und feierlichen Entschliefungen erfüllt.

Darum treten wir Alle an sein Grab, Jung und Alt, und bringen unserm „Vater Güll“ den Kranz der Liebe und des Dankes, der nie endenden Verehrung.

Ein mühe- und arbeitsvolles Leben, selten vom Sonnenshimmer des Glückes vergoldet, aber reich

an Verfassungen, bitteren Leiden und schweren Schicksalschlägen war sein Loos, und doch war Dank für all' das Gute, das er hier auf Erden empfangen, das Gefühl, das die Seele des Verewigten bis zum letzten Athemzuge erfüllte, denn der Glaube an die allwaltende Liebe war in allen seinen Tagen der goldene Untergrund seines Denkens und Empfindens.

Er war ein deutscher Volksschullehrer, einer der Wackersten seines Standes, durchdrungen von seinem Berufe, von der Liebe zur Jugend, von dem Glauben an seine Mitwirkung zur stets fortschreitenden Veredelung unseres Geschlechtes. Mit dem hingebenden Ernst, „den keine Mühe bleicht“, stellte er seine ganze Kraft in den Dienst der Erziehung. Er war ein Lehrer aus tiefem Gemüth heraus, und wußte zugleich mit dem Verstande die Herzen der Kinder zu erfassen, die ihm zuslogen. Er verstand es aber auch „in den Ernst der Schulstube den heiteren Sonnenschein der Poesie fallen zu lassen“. Viele seiner Schüler wurden seine späteren Freunde. Seine glänzende Lehrbegabung fand die allgemeinste Anerkennung unter seinen Fachgenossen.

Aber er war nicht nur ein Lehrer, ein Volksschullehrer von Beruf, er war auch ein Dichter von hohem Beruf, und in diesem Doppelsein lag für den Hochbegabten, in einen engen Wirkungskreis Gebannten, und doch zu höchster geistiger Entwicklung Beantlagten, eine Quelle schmerzlicher innerer Kämpfe und aufreibenden Ringens. Immer siegte bei ihm die Pflicht, denn die Ueberzeugung, daß wir auf dieser Welt sind, „nicht um glücklich zu sein, sondern um unsere Schuldigkeit zu thun“, war auch der Leitstern seines Lebens.

Als Elementarlehrer, mit einem sehr geringen Gehalt angestellt, überall gehemmt und eingeengt, von einem tiefen Wissensbedürfniß durchdrungen und dem Triebe, den Gott mit seinen Gaben in ihn legte, diese zur höchsten Entwicklung zu bringen, blieb ihm bei der treuen Erfüllung seines Amtes weder Zeit noch Kraft, diesem tiefen Herzensdrange nachgeben zu können. So focht er durch 45 Jahre unter dem Drucke und den Entbehrungen eines wenig dankbaren Berufs, und unter den schweren Sorgen für eine große Familie den Kampf des Lebens tapfer durch — aber seine Schwingen waren früh gebrochen. Die schwere Bürde seines Amtes, die Nothwendigkeit, durch Privatstunden die Mittel zur Erziehung einer zahlreichen Familie zu erwerben, nahmen alle seine Kräfte und jede Stunde des Tages voll in Anspruch, und dem zurückgedrängten dichterischen und wissenschaftlichen Bedürfniß wagte er nur in verschwiegenen Stunden der Nacht nachzugeben. Die-

ser Mangel an einer auch nur bescheidenen Muße zu künstlerischem Schaffen und Versenkung in höhere geistige Aufgaben, dieses nächtliche Arbeiten mit den vom redlichen Tagewerk erschöpften Kräften, zehrten an dem Mark seiner Nerven.

„Konnte ich jemals eine freie Stunde willkommen heißen,“ schrieb mir Güll noch in einem seiner letzten Briefe, „so war ich zu müde und erschöpft, um das Gedachte und Empfundene frisch gestalten zu können, und die rechte Stimmung lehrte mir nicht wieder.“

Er, der Meister der Sprache, der die höchsten Anforderungen an die Form stellte, konnte zwischen Correcturen, Listen-, Censur-, Protocoll- und Bericht-Schreibereien nur eben die Zeit finden, in den Aufzeichnungen seiner Tagebücher die Seelen künftiger Lieder zu fesseln und Gedanken flüchtig zu skizziren, die nie Form und Gestalt gewinnen sollten. Und als ihm endlich, nach fast einem halben Jahrhundert treuer Arbeit in seinem Amte, die wohlverdiente Ruhe wurde, da waren auch seine Kräfte fast bis auf den letzten Rest verbraucht. Die Stimmung, die Spannkraft kehrten dem ermüdeten Mann nicht zurück, und mit stiller Wehmuth sah er auf die Fülle des Unvollendeten und im Keime schon Verwelkten, das er nun nicht mehr zu einem schönen Leben erwecken konnte.

„Es geht mir jetzt,“ schrieb er mir vor einigen Jahren, „wie Gustav Schwabs Reiter am Bodensee, der aller Gefahr, in der er bei seinem, ihm unbewußten Ritt über die eisverhüllte Tiefe hin, entronnen, zuletzt doch noch ihren Schrecknissen erlag, nachdem er längst schon den sicheren Boden des glücklich erreichten Ufers unter sich hatte.“

Seine Kraft war erschöpft; Nervenschmerzen und Ermattung verließen ihn nur noch selten; eine düstere Stimmung, die Folge seines körperlichen Zustandes, umflorte nur zu oft seinen klaren, liebevollen Geist.

Seit dem Jahre 1873 hatten wir miteinander correspondirt und unser Verhältniß war ein immer innigeres geworden. Güll fühlte, daß ich neben dem lauterem Menschen und wackerem Lehrer auch den edlen Dichter, den Künstler in ihm schätzte, und das schien ihm wohlzuthun. Er wußte, mit welcher Theilnahme ich seine kleinsten Mittheilungen entgegennahm, und so ließ er mich in seinen umfangreichen Briefen, die nach und nach den Charakter von Tagebüchern annahmen, oft tief in das verschwiegene Ringen und die geheimen Qualen und Kämpfe blicken, die sein krankes Gemüth in den letzten Jahren zu bestehen hatte. Er ließ sich dann gern von dem Jüngeren und Lebensmuthigeren, von dem er sich geliebt und verstanden fühlte, die Grundlosigkeit seiner Beunruhigungen vor Augen führen, und sich auf den unver-

gänglichen Werth seiner Lebensleistung hinweisen, denn immer wieder behielt sein lichter Verstand über jene nervösen Gemüthsbeängstigungen die Oberhand; auch erhob er sich wieder, besonders wenn er in seinem lieben Krailing an der stillen Wärme, in sommerlicher Zurückgezogenheit sich wieder gekräftigt hatte, und sein Dichter-Gemüth leuchtete dann wieder auf in der Freude an Gottes herrlicher Schöpfung und in reiner Menschenliebe.

Wohl ließ sein körperlicher Zustand den Dichter nicht mehr zu poetischen Schöpfungen von einigem Umfange gelangen, aber immer noch beutete sein dichterischer Fleiß jede gute Stunde, die ihm wurde, sorgsam aus. Seine Wangen glühten dann wieder, seine Augen leuchteten wieder auf, und in knappen Spruchzeilen voll reinen Wohllauts gab er geselligen Anregungen, Lebenserfahrungen und Beobachtungen in der Natur, in Bild und Reim festgeprägte Form. Sein Wahlspruch war dabei: „Rein und innig — Fein und sinnig — Stimme lieblich deine Worte — Zum harmonischen Accorde.“ Er that sich nie genug, jene zierlichen Zwei- und Vierzeilen, die er meist der Jugend widmete, rein und klar zu feilen, damit sie ihn selbst, wenigstens der Form nach befriedigten. In Bezug hierauf schrieb er mir einmal: „Ich erinnere mich einer Aeußerung meiner Mutter, die einst, als ich ihr meine ersten Versuche mit den mancherlei Verbesserungen vorlas, sagte: „Du bist doch dein „erpeter“ Vater. Wenn ich manchemal an einem Sonntag Nachmittag gemeint habe, er solle mit mir spazieren gehen, so gravirte er (der Goldschmied) noch an einem Trauring eine Epheuranke hinein, indem er mir erwiderte: „Ich muß auch für mich etwas haben!“ —

Der Mann, der dies Wort sprach, war ein Künstler, mochte er es auch auf einem noch so bescheidenen Felde sein, und mit Recht konnte unser Güll auch von sich selbst sagen:

„Ein Goldschmied war mein Vater,
War mein Großvater schon,
Und eine Goldschmiedsader
Pocht auch in mir dem Sohn.“

Aber so liebevollen Ernst und so treuen Fleiß Meister Güll auch diesen seinen kleinen Kunstwerken zuwandte, so sorgsam er an dem Golde seiner Gedanken hämmerte und feilte, glättete und ciselirte — mit welchem Mißtrauen betrachtete der bescheidene Mann immer den Werth seiner Arbeit, die ein wahrer Schatz für unsere Jugendliteratur geworden ist, und empfahl dem jüngeren Freunde, bei jeder neuen Auswahl, die er sandte, doch nur ja die strengste Sichtung walten zu lassen, bevor die kleinen

Deutsche Jugend. XV.

Strophen dem Drucke übergeben würden. Aber wie warme Worte der Anerkennung hatte er für jede Leistung Anderer auf diesem Gebiete, und wie war er stets überrascht und glücklich, wenn die Freunde an seinen kleinen Gaben so Vieles zu loben fanden!

Er gab dann der Anregung gern nach und nahm jede Ermunterung dankbar auf. „Der geheime, schweigsame Unmuth“, schrieb er mir 1877 „unterdrückte in den letzten Jahren jede poetische Regung in mir, und ich hätte ohne Ihre Mahnung kaum mehr vier Zeilen in Maß und Reim gebracht. So sind doch noch nahezu 600 Sprüche, 300 Räthsel und 20 Gedichte entstanden.“ Als mir nach dem Ableben des Freundes sein dichterischer Nachlaß zugeing, dessen Veröffentlichung er mir anvertraut hatte, da zeigte sich, daß die genannte Anzahl der Sprüche und Räthsel fast um das Doppelte gewachsen war. Die Tagebücher hatten noch eine reiche Nachlese ergeben.

Mit welcher Nührung öffnete ich den mir anvertrauten Schatz, der so sauber und zierlich geordnet in des Dichters schönheitsvoller, edler Handschrift vor mir lag!

Die Weihe eines geschlossenen, in sich gesammelten Geistes wehte mir aus diesen Blättern entgegen. Das tiefe Bedürfniß einer gereiften Künstlernatur nach harmonischer Abrundung seines Lebens und Schaffens sprach aus diesen liebevoll geordneten Fascikeln.

In der Stille hatte er die Ernte der letzten Jahre noch unter Dach gebracht, ehe der Sturm des Winters kam und die Blätter verwehte. Die drei nachgelassenen Sammlungen der Sprüche, der Räthsel und der ernstesten Gedichte Gülls sollen noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Von den letzteren sind bisher nur wenige bekannt geworden. Allen Bitten der Freunde, diese Sammlung noch bei seinen Lebzeiten herauszugeben, setzte der Bescheidene lächelnde Weigerung entgegen. Er wünschte die Kritik nicht mehr herauszufordern. Ganz heimlich hat er seinen lieblichen Liederhort gehütet, in dem wir nun freudig überrascht: Perlen von reinstem Glanze, leuchtendes Edelgestein und zierlich geschliffene Kleinodien finden, deren bleibender Werth uns den Verstorbenen als einen Poeten zeigt, dessen Namen wir nicht nur obenan in die Reihe unserer besten Kinderdichter, sondern auch in jene unserer edelsten Sänger überhaupt stellen müssen.

Aber sein Ruhm wird doch vor Allem der bleiben, der erste ächte Dichter gewesen zu sein, der dem bis dahin volkstümlichen Kinderliede eine höhere und edlere Kunstform gegeben hat. Ja, wir müssen

Güll geradezu als den „Vater“ unserer modernen „Jugenddichtung“ bezeichnen.

Viele liebevolle Kinderreime sind im Deutschen Vaterlande gedichtet worden, seit Güll den ersten rechten Ton angeschlagen hatte, aber wenige sind so frisch und warm aus der Seele des Kindes selbst herausgesungen worden wie von ihm. Denn er war bei aller Weisheit seines Geistes doch ein wahres Kindergemüth. „Mir selber kam ich stets so vor,“ schrieb er einmal, „als wär' ich bald da, bald dort mit meiner Seele in irgend ein Kind hineingeschlüpft, um mit meiner Zunge all' das schwätzen und plaudern und singen zu können, was das kleine Volk träumend und tändelnd ausfimmirt.“

Es ist wohl keiner unter den Jungen und Halb- Erwachsenen, die diese Zeilen lesen, der nicht eine ganze Reihe von diesen Kinderreimen von seiner Jugendzeit her, mindestens bruchstückweise, auswendig wüßte, ohne zu ahnen, daß Güll der Verfasser dieser Gedichte war, daß diese Verse überhaupt „gedichtet“ worden sind. Wir meinen, sie als alte Volksweisen von den Kindern auf der Straße aufgelesen, und aus der Großmutter Erinnerungen überkommen zu haben, und gerade in dieser Empfindung liegt der Prüfstein für ihre lautere Natürlichkeit und Aechtheit. Solche Töne kann eben nicht die feinste Beobachtung erlauschen, die geschulteste Kunst erfinden.

Einen nicht geringen Antheil an dieser seltenen Fähigkeit den Volks- und Kinderton zu treffen, verdankt er dem Umstande, daß er als ein ächter Sohn des Volkes, und zwar eines uralten, hochbegabten und eigenartigen Volksstammes, in den engen kleinbürgerlichen Verhältnissen einer alten fränkischen Stadt aufwuchs, die mehr als andere von den Strömungen der Zeit abseits gelegen war.

Es wird stets bedauerlich bleiben, daß Güll nicht dazu gelangt ist, seine Selbstbiographie zu schreiben. Er setzte öfters dazu an, aber der Ermüdete kam nicht mehr dazu, die Fülle des sich ihm aufdrängenden Materials zu sichten und plastisch zu gestalten, wie es seiner Natur einmal Bedürfniß war. Er schrieb mir darüber unter Anderem einmal aus Krailing: „An meine Selbstbiographie habe ich hier in den vielen stillen Stunden oft gedacht. Ihre Ermunterung hat ein solches Heer von Erinnerungen in mir aufgeregt, daß ich Tage lang vollauf zu thun habe, sie eiligst mit der bloßen Notiz von Namen und Kapitelüberschriften festzuhalten. Mit den ersten zehn Jahren wäre allein schon ein mäßiger Band zu füllen. Ich habe ja noch gepuderte Perrücken und Haarzöpfe, gestickte Atlasfräcke, weiß und blau geringelte Seidenstrümpfe und Schuhe mit silbernen

Schnallen gesehen. Alte Junggesellen in altmodischem Wertherhabit und alte Jungfern im Costüm à la Josephine, Schulmeister mit dreieckigem Hut und hohem spanischem Rohr, Korporäle am Säbelforb noch den Haselnußstecken, und Duzende von fast unbeschreiblichen Stadtoriginalen! Dazu alle die wandelnden markgräflichen Hofruinen in Ansbach, der Hofhaiduck, der Kammermohr, der höheren, höchst wunderlichen Chargen gar nicht zu gedenken. Dann gälte es zu schildern: die Flachsländer Bauern, die Münchener Prozen. Vor Allem aber meine lieben Eltern und Großeltern, meinen Schullehrer, meinen ehrwürdigen, unvergleichlichen Rector, das Seminar in Altdorf mit seinen lustigen Insassen, die fränkische Dorfschule, das Theresianum in Ansbach, die Münchener Volksschulen, meinen Abendkurs, die Dichter und Künstler in den „Zwanglosen“, die Abende bei Hr. v. Schnorr, von Kaulbach &c., den Sonntag-Abend im „Deutschen Haus“ mit Jul. Thäter, Gust. König (Luther-König), Moritz von Schwind &c. Und nicht zu vergessen meine Rhein- und Donaufahrten, meine Touren im bayr. Hochland, und schließlich auch noch das seelvergnügte Einsiedlerleben hier in meiner stillen ländlichen Klausur. Ich sage Ihnen, es kostete mich manche Stunde inmitten der Nacht, bis der Schwarm der Erinnerungen nur mit Schlagwörtern fixirt war. Oft war es mir dabei nicht anders zu Muth, wie jenem Zauberlehrling, der die heraufbeschwornen Geister nicht mehr bannen konnte.“

Welche Fülle originellen, reizvollen Materials! Aber alle diese Anmerkungen sind Notizen geblieben, und nur einige flüchtig skizzirte Blätter aus dem Jahre 1869 habe ich von dem Freunde erhalten können, welche ich unsern Lesern in unserm nächsten Hefte mittheilen werde. —

Sein äußerer Lebensgang ist leicht erzählt.

Friedrich Güll wurde am 1. April 1812 in Ansbach geboren. Sein Vater und Großvater waren Goldschmiede in der kleinen Residenz gewesen, höchst ehrenwerthe und begabte Männer. Seine Jugend war hart. Zum Elementarlehrer bestimmt, besuchte er das Seminar in Altdorf. Dann erhielt er eine Lehrerstelle in einem fränkischen Dorfe Flachslanden, und kam 1842 als Lehrer an die protestantische Pfarrschule zu München, an welcher er über vierzig Jahre segensreich wirkte. Seine Kinderlieder-sammlung: *Kinderheimath*, welche Graf Pucci illustrierte, machte in weiten Kreisen auf den liebenswürdigen Dichter aufmerksam. König Maximilian II. von Bayern begnadete den Dichter mit einer jährlichen Subvention. Im deutschen Hause war Güll

bald ein Liebling der Kinder und sinniger Mütter. — Seine Gattin, die treue Genossin in Freud und Leid, starb ihm nach 25-jährigem glücklichen Zusammenleben. Eine geliebte Tochter, ein theurer Sohn, welche sein Glück und seine Freude waren, sanken ihm jäh in das Grab. Ein trefflicher Sohn, eine liebevolle Tochter und liebliche Enkel waren der Trost seines Alters. Als Güll nach 45-jähriger Thätigkeit in den Ruhestand trat, ehrte ihn König Ludwig II. von Bayern durch eine Ordensverleihung und die Stadt durch ein in feierlicher Weise überreichtes Geschenk. In München selbst war er eine in weiten Kreisen bekannte und beliebte Persönlichkeit, geschätzt und geehrt von den Besten. Eine Reihe hervorragender und ausgezeichneten Männer sind ihm nahe getreten. In der Geschichte der Jugendliteratur hat er sich ein dauerndes Denkmal gesetzt, und die gesammte deutsche Lehrerschaft nennt ihn mit Stolz den Ihrigen. Mehrere seiner prosaischen Jugendschriften sind leider längst vergriffen. Prächtige Beiträge lieferte er auch für Isabella Braun's treffliche „Jugendblätter“.

Was er der „Deutschen Jugend“ war, wißt Ihr alle!

Güll war ein schöner, hoher Mann, mit freundlich ernster Miene, eine stattliche Erscheinung. Die wohlwollenden, ernst zusammengehaltenen Züge, die würdige Haltung, ließen den Lehrer in ihm vermuthen, aber aus dem feuchten Glanze seines tiefen Auges schaute der Poet hervor.

Ja, er war ein ächter Poet, auch in seinem Wesen; von der Stimmung beherrscht, und im hohen Grade anregungsfähig, wie alle die beweglichen Lieblinge der Muse. Unvergesslich ist mir in dieser Beziehung unsere Begegnung im Jahre 1878 in München. Ich fand Güll in seiner Behausung, von körperlichem und

geistigem Leid gebeugt, abgesspannt und verstimmt; doch kaum hatte ich die poetische Saite in ihm berührt und er fühlte sich durch die Worte warmer Anerkennung von verwandten Geistern, die ich ihm aus der Heimath überbrachte, freundlich angeregt, so richtete sich plötzlich seine ganze Figur auf, seine Wangen glühten, seine Lippen sprudelten von schalkhaftem Humor und sein ganzes Wesen leuchtete im Glanz ächter Dichter-Jugend. — Wir fühlten im Gespräch, daß wir Freunde für das Leben geworden seien. Er führte mich an manchen stillen Lieblingsplatz, wo er in Gedanken versunken oft viele Stunden zubrachte. Hier erst lernte ich das ganze Märtyrerloos des Schulmeister-Poeten verstehen, und nie wird mir die Erinnerung an einen ergreifenden Moment entschwinden, in welchem, wie mit einem Zauberschlage, das ganze rührende Geschick dieses trefflichen Mannes sich vor meinem inneren Auge enthüllte. Wir bogen in der innern Stadt um eine Ecke und betraten einen kleinen winkligen, von alten grauen Häusern umgebenen Platz, in dessen Mitte sich ein schlanker Baum hoch über das Gewühl des Marktes erhob, und wie sehnsüchtig seine Laubkrone über die alten Giebel in Luft und Sonnenglanz hinausstreckte. Der Freund blieb stehen, klopfte mir leicht auf die Schulter, zeigte nach dem Wipfel des Baumes und sprach wehmüthig lächelnd wie zu sich selbst: „Auch ein Poet!“ Dann wandte er sich und schlenderte schweigend und in sinnender Haltung vor mir her, die dämmernde Straße entlang. —

Frieden über Dein Grab, umwehn es die Blüthen
des Frühlings,

Oder das fallende Laub, oder der wirbelnde Schnee.
Frieden träufe der Morgen, es thau' der Abend Dir
Frieden,

Jeder Gedanke an Dich flüstre Dir selige Ruh!



Sprüche von Friedrich Güll.

Der Zorn auch noch so grimmt und ungestüm,
Die Liebe bändigt doch das Ungethüm;
Die Liebe überwindet sanft und mild
Sogar den Haß, auch noch so groß und wild.

Der Ernst versteht den Spas nicht,
Die Liebe begreift den Haß nicht.

O laß die Rache, wenn's auch so sich schickt,
Daß sich dein Feind im eignen Stolz verstrickt;
kehr' herzlos dich nicht ab und beug' dich nieder,
Gib ihm, gib dir die volle Freiheit wieder.

Wer ist's, der dem Recht am strengsten Recht schafft?
Der geseufzt in herben Unrechts Knechtschaft.

Vorkämpfer.

Von

Adolf Frey.

Initial von Franz Dohauer.



Ein Märzhauch steht ein Haug am Raine,
 Der noch kein Reislein regt und rührt,
 Und denkt verzagt im Sonnenscheine,
 Wie er des Winters Faust gespürt.

Da wagt's ein Strauch und blickt entschlossen
 Mit grünen Augen in den Tag —
 Wie kommt die Luft so mild geflossen,
 Wie schallt so hell der Finkenschlag!

Mit Blatt und Blüthen zu gewanden
 Und sich zu zieren hebt er an,
 Und eh' zwei Morgenröthen schwanden,
 Hat's jeder Zweig ihm nachgethan.

Wird dir nun Strauch um Strauch gefallen,
 Wenn schimmernd er in's Grüne ragt —
 Denk' an den einen, der vor allen
 Zuerst die schöne That gewagt!

Prinzessin Wunderhold.

Von

Julius Sturm.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



Schade, schade Köhlein,
 Im Wald weiß ich ein Schloßlein,
 Das ist gebaut aus rothem Gold,
 Drin wohnt Prinzessin Wunderhold."

So sang der Großvater, während er den kleinen blondlockigen Johannes auf seinem Knie reiten ließ. Da fragte der Kleine: „Großvater, wer ist denn Prinzessin Wunderhold?“ Der Großvater antwortete: „Wenn du fein still sitzest, will ich dir von ihr erzählen.“ Da saß der kleine Johannes ganz still auf des Großvaters Knie und dieser erzählte.

„In einem großen Zauberwalde, in dem die Bäume bis in die Wolken hinaufragen, liegt ein goldenes Schloß, an dem die Thüren und Fenster aus blitzenden Edelsteinen bestehen. In diesem Schlosse wohnt Prinzessin Wunderhold, die ein böser Zauberer gefangen hält. Sie wohnt darin schon seit langen, langen Jahren, aber sie ist jung geblieben und noch heute die schönste Prinzessin auf der Welt. Sie hat goldblonde Haare, Augen wie Veilchen so blau und rosige Wangen; dabei ist sie aber gar nicht eitel, sondern demüthig und fromm. Wenn sie singt, kommen alle Thiere des Waldes und

drängen sich um das goldne Schloß und werden nicht müde zu lauschen. Wer die schöne Prinzessin Wunderhold erlöst, der wird der glücklichste Mann.“

„Warum hast du sie nicht erlöst?“ fragte der kleine Johannes; „wenn du sie erlöst hättest, wärest du ja der glücklichste Mann geworden.“

Da lächelte der Großvater vergnügt und sagte: „Ich hatte deine Großmutter viel zu lieb, um nach der Prinzessin Wunderhold zu fragen.“

Der Kleine schwieg eine Weile, dann rief er: „Hopp! Laß mich wieder reiten, damit ich das Reiten lerne. Wenn ich groß bin, dann kaufe ich mir ein Pferd und reite in den Zauberwald zu dem goldnen Schlosse und erlöse die Prinzessin Wunderhold und werde der glücklichste Mann.“

Von dem Tage an brachte Johannes das goldne Schloß und die schöne Prinzessin nicht aus dem Sinn. Er hatte sich das Verslein gemerkt und summt es oft vor sich hin. Vater und Mutter des Kleinen achteten nicht darauf, der Großvater aber hatte dabei oft seine eigenen Gedanken. Johannes wuchs fröhlich empor, gehorchte seinen Eltern und wurde bald in allen ritterlichen Künsten, im Reiten, Tanzen

und Fichten ein fertiger Meister; dabei hatte er ein gar frommes Gemüth und war freundlich gegen Jedermann. So war es kein Wunder, wenn der schöne ritterliche Jüngling der Liebling der ganzen Gegend wurde.

Eines Tages, es war ein schöner Sommertag, ritt Johannes auf die Jagd in den Wald. Die Vögel sangen lustig, die Sonne blitzte durch die grünen Bäume und ließ ihre goldnen Strahlen auf dem Moos spielen. Johannes dachte an die Tage seiner Kindheit und an seinen lieben Großvater, der schon längst im stillen Grabe ruhte, und unwillkürlich dachte er auch an den Ritt auf des Großvaters Knie und an die Geschichte der Prinzessin Wunderhold. In sich hinein lächelnd sang er halblaut:

„Schade, schade Rößlein,
Im Wald weiß ich ein Schößlein,
Das ist gebaut aus rothem Gold,
Darin wohnt Prinzessin Wunderhold.“

Plötzlich stand vor ihm ein alter Mann, der ganz seinem Großvater glich. Johannes hielt sein Rößlein an, und blickte zwischen Freude und Furcht schwankend, auf den Greis. Dieser aber sprach freundlich: „Frage nach nichts, aber höre und merke. Aus deinem Lied habe ich vernommen, daß du die schöne Prinzessin Wunderhold nicht vergessen hast. Sie sitzt noch in ihrem goldnem Schlosse, spinnt und sinnt und hofft auf ihren Retter. Der Zauberer hat bis heute seinen Zweck nicht erreicht, er hat sie nicht zur Gemahlin gewonnen. Darauf hatte er es abgesehen, die Prinzessin aber verabscheut ihn wegen der bösen Künste, die das Licht scheuen. — Viele haben es schon versucht, die Prinzessin Wunderhold zu erlösen, doch bis auf diesen Tag ist es noch Keinem gelungen. Zweierlei gehört dazu: Muth und ein frommes Herz.“

„Muth“, rief Johannes, „habe ich; ich kenne keine Furcht und führe eine gute Klinge. Ob ich aber ein frommes Herz habe, weiß nur Gott.“

So laß Gott entscheiden,“ sprach der Alte. „Willst du den Versuch wagen, so will ich dir kund machen, was du zu thun hast. Du mußt auf diesem Wege immer gradaus reiten Tag und Nacht; wenn der Morgen graut, wirst du am Rande des Zauberwaldes halten. Auch hier liegt ein gerader Weg vor dir. Biege weder zur Rechten noch zur Linken ab, was dir auch begegnen möge. Bist du erst zum goldnen Schlosse gelangt, wird es dir leicht werden, auch die letzte Aufgabe zu lösen. Ich rathe dir nicht zu noch ab. Thue, wozu dein Herz dich treibt.“

Raum war das letzte Wort verklungen, so war

auch die Gestalt des alten Mannes in Nebel zerflossen. Johannes rieb sich die Stirne und sprach vor sich hin: „Träume oder wache ich? Das mußte mein lieber Großvater sein; aber nein! der schläft neben der Großmutter im Grabe. Da ich Herr meiner Zeit bin und es mit dem Jagen keine Eile hat, so will ich doch sehen, wohin dieser Weg führt. Die in die Wolken hineinragenden Bäume möchte ich wohl sehen, und ich brauche ja nicht in den Zauberwald hineinzureiten. Uebrigens wäre es doch auch möglich, daß ich dazu bestimmt wäre, die Prinzessin Wunderhold zu erlösen. Gewiß würde sie ihrem Retter die Hand reichen, und ich nach des Großvaters Worten der glücklichste Mann werden. Ein solcher Preis kann wohl zu einem Versuche locken.“ In Gedanken vertieft ritt Johannes auf dem geraden Wege weiter und weiter; der Abend kam und es kam die Nacht, und Johannes saß noch auf seinem Rosse. Je länger er ritt, um so deutlicher und lieblicher trat ihm das Bild der Prinzessin vor die Seele und er änderte den Vers, den er gesungen, ein wenig ab und sang lustig in den Wald hinein:

„Schade, schade Reiter,
Wir reiten immer weiter,
Wir reiten durch das Thor von Gold
Und frein um Jungfrau Wunderhold.“ —

Als der Morgen kam und die Sonne blutroth am Himmel aufging, hielt Johannes am Rande des Zauberwaldes und staunte die gewaltigen uralten Bäume an. Vor ihm lag ein schmaler gerader Weg, dessen Ende nicht zu erblicken war und der sich zuletzt im Walde nur wie ein dünner Strich hinzog. Während er noch un schlüssig vor dem Walde auf seinem Rosse hielt, trat plötzlich hinter einem Baume ein altes Weib hervor, das einen rothen Rock trug und um den Kopf ein schwarzes Regentuch gebunden hatte. Ein so häßliches Weib hatte Johannes noch nie gesehen; die Augen waren roth unterlaufen und blickten ihm gar unheimlich entgegen, die lange krumme Nase aber hing bis auf die wulstigen Lippen herab. „Hi! hi!“ lachte die alte Hexe, stellte sich breit auf den Weg hin, stemmte die dünnen Arme in die Seiten und rief mit heiserer Stimme: „Ei, mein schönes Jüngelchen, Ihr seid gewiß wieder ein solcher Mann, wie ich schon so manchen hier gesehen und gewarnt habe. Hinein geritten sind viele, aber keinen sah ich wieder aus dem Wald hinausreiten. Kehr' um, so lange es noch Zeit ist; es wäre schade um dein junges Leben. Hast dir auch etwas vorliegen lassen von einem goldnen Schlosse und einer Prinzessin Wunderhold. Der Wald gehört mir, und wenn du Lust zum

Freien hast, so können wir noch heute Hochzeit halten. Im Wald liegt meine Hütte und die Prinzessin Wunderhold bin ich selbst. Gefalle ich dir, mein Jüngelchen? — Hi! hi! — Wir würden ein hübsches Paar geben. — Laß dich warnen, du schmuckes Närrlein, ich mein' es gut mit dir.“ Aber gerade die Warnung reizte den muthigen Johannes; es zog ihn mit Gewalt in den Wald hinein und er rief: „Jekt aus dem Wege, alte Heze, oder die Hufe meines Rosses zertreten dich!“ Mit diesen Worten spornte er sein Ross und es wieherte und bäumte sich und mit einem gewaltigen Saße trug es seinen Reiter auf den Weg im Walde, auf dem soeben die Heze stand. Diese war verschwunden, aus den Kronen der Bäume aber lachte es höhrend herab: „Hi! hi!“ und als Johannes hinauf blickte, sah er einen großen Vogel, der von einem Baume zum andern vor ihm her flog und mit seinem krummen Schnabel klappte und nicht müde wurde, sein höhnisches: „Hi! hi!“ ihm zuzurufen, als wollte er ihn verspotten. — „Höhne du nur!“ rief Johannes ihm zu; „jekt, wo ich einmal in dem Zauberwalde bin, soll mich nichts von dem geraden Wege abbringen, bis ich das Ende desselben erreicht habe; es komme, was da kommen mag, ich kenne keine Furcht und Einer ist mit mir, der ist stärker als Alle.“

Kaum war er einige hundert Schritt weit geritten, da sah er es vor sich wie grauen Nebel wogen. Der Nebel wurde immer dichter und ballte sich zusammen, und plötzlich standen auf dem Wege Thiere, so wunderbar gestaltet und so drohend, wie es sonst keine in der Welt giebt. Aus weitoffenen blutrothen Rachen spieen sie dem Reiter Flammen entgegen und schlugen die Zähne zusammen, daß es klang, als hacten Waldarbeiter Holz. Dazu ertönte ein fürchterliches Geheul, Gebrüll und Gesauch, daß dem Johannes Hören und Sehen verging. Aber er verlor den Muth nicht, zog sein Schwert und führte gegen ein Ugeheuer, das nach ihm schnappte,

einen gewaltigen Hieb, — und in demselben Augenblick war der Spuk verschwunden und von ihm nichts übrig geblieben als feuchter Nebel, durch den Johannes getrost weiter ritt. Plötzlich brach der Weg ab. Vor dem Reiter lag ein See und erst am entgegengesetzten Ufer setzte sich der gerade Weg fort. Der See glühte und brodelte wie kochendes Erz. — „Hi! hi!“ klang es in den Baumkronen, denn Johannes säumte einen Augenblick; gleich darauf aber zwang er das sich sträubende Ross den See zu betreten, und siehe da! die rothglühende Fluth umwogte und umwallte zwar Ross und Reiter, versengte aber keinem von beiden ein Härlein, und bald war das andere Ufer und mit ihm der gerade Weg wieder erreicht. Das Ross schnaubte und schüttelte sich und weithin flogen die rothen Funken, die auf dem grünen Waldmoose erloschen. Nachdem Johannes wieder eine geraume Zeit lang auf dem geraden Wege vorwärts getraht war, lichtetete sich der Wald mehr und mehr und verschwand zuletzt ganz. Dagegen breitete sich zur Rechten und Linken des Weges ein wunderbar schöner Garten aus. Hier blühten große, bunte Blumen, die berauschte Düste aushauchten; dort



standen Bäume, in denen lockende Früchte prangten; dazwischen rauschten Springsbrunnen empor, deren blickender Wasserstrahl in Marmorbecken sich senkte, die von goldenen und silbernen Fischen belebt wurden. Kühle Grotten und schattige Lauben luden zu süßer Rast ein und in den Lüften wiegten sich Vögel, die in allen Farben schillerten und süßer als Nachtigallen flöteten. „Aha!“ sagte Johannes für sich, „sicher komme ich nun bald an mein Ziel.“ Plötzlich wurde es in dem Garten lebendig und im nächsten Augenblicke umgaukelten den Jüngling die lieblichsten Mädchengestalten. Sie winkten ihm und boten ihm Früchte und Blumen und suchten ihn in den Garten zu locken. — Die Schönste von allen hielt ihm eine Krone entgegen und winkte einer andern, die eine Harfe in der Hand trug, und diese griff in die

Saiten und sang mit verlockender Stimme ein Lied, in welchem sie den Garten als den Garten ewiger Jugend und Freude pries und Johannes aufforderte, die goldene Krone zu ergreifen und als König der Jugend und Freude hier einzuziehen. Dem Johannes war es bei aller der Herrlichkeit, die sich vor ihm aufthat, schwül um's Herz geworden. Aber er ermannte sich und rief: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ und in demselben Augenblick hatte sich der Garten in einen häßlichen Sumpf verwandelt, aus dem hundertstimmiger Unkenruf ertönte und über den hin ein Schwarm krächzender Raben flog. — Johannes sah sich wieder von mächtigen Bäumen umgeben und ritt weiter auf dem geraden Wege.

Endlich sah er es wie Gold durch die Bäume blißen und spornte sein Roß, und nach wenigen Minuten lag das goldene Schloß vor ihm auf einem grünen Hügel und die Abendsonne beleuchtete es so hell, daß Johannes den Glanz kaum ertragen konnte. Er ritt den Hügel hinauf und kam vor ein goldenes Thor. Das Thor stand offen, aber ein Riese hielt an demselben Wache und bedrohte den kühnen Reiter mit seiner gewaltigen Keule. Johannes achtete die Drohung nicht, die Keule sauste auf ihn herab, aber er fühlte nichts von dem Schläge und ritt unverfehrt durch das goldene Thor. Im Hofe band er sein Roß an, zog sein Schwert und

schrift die Treppe hinauf, die vor ihm lag. Er öffnete eine Thür und trat in einen großen Saal; da stand der Zauberer, einen blutrothen Mantel um die Schultern und einen Speer in der Hand, aus dem leuchtende Blitze zuckten. Mit einer Stimme, die wie das Rollen des Donners klang, rief er dem Jüngling drohend zu: „Zurück, wenn dir dein Leben lieb ist!“ Und er zuckte den Speer nach dem Herzen des Johannes; dieser aber schlug behend mit dem Schwerte ein Kreuz und rief: „Im Namen des Herrn, dem ich diene, fahre dahin, wohin du mit deinen teuflischen Werken gehörst!“ — Da schlugen Flammen aus dem Boden hervor, der Zauberer stand von ihnen umwogt und der Boden that sich auf, und Johannes stand allein in dem Saale. Der Zauberer war vor seinen Augen ver-

sunken, aber auch der Saal war nicht mehr derselbe, der er noch so eben gewesen war. Er hatte sich in einen alten Ritteraal umgewandelt, und von den grauen Wänden herab blickten eine Menge Bilder von ritterlichen Gestalten und Frauen in längst vergessenen Trachten auf Johannes herab. — Als dieser sich von seinem Staunen erholt hatte, eilte er von Gemach zu Gemach, um die Prinzessin Wunderhold zu suchen. Da trat sie ihm aus dem entlegensten Zimmer des Schlosses freundlich entgegen, schöner als er sie in seinem schönsten Traume gesehen. Weit über die Schultern hinab wallten auf ihr purpursamtnes Kleid die goldblonden Locken und ein Blick aus ihren tiefblauen Augen

machte den Jüngling erbeben. Sie reichte dankend ihrem Reiter die Hand und forderte ihn auf, sich als Lohn seiner kühnen Thaten das Köstlichste zu wählen, was ihr eigen sei. Da sprach Johannes zögernd: „Das Schönste und Köstlichste, was du dein eigen nennst, bist du selbst,“ und er neigte mit ritterlichem Anstande ein Knie vor ihr. Sie aber hob ihn auf und sprach lächelnd: „Nicht also! Ich gehöre Euch mit Allem, was mir als Erbe zugefallen ist, mit diesem Schloß, seinen Schätzen und dem Walde, der es umgiebt. Ihr sollt mein Herr sein und in Treu' will ich Euch als solchem dienen.“ Johannes jubelte laut auf und hielt seine schöne, fromme und



demüthige Braut umfassen. Noch an demselben Tage aber nahm er wieder Abschied von ihr, um seinen Eltern Kunde von seinem Glücke zu bringen und sie zur Hochzeit in das Schloß zu holen. Als er in den Wald kam, waren die Riesenbäume verschwunden und an ihrer Stelle standen prächtige Eichen und Tannen. Sein Roß flog dahin, als ob es Flügel hätte, und als die Sonne aufging und die Vögel jubelnd auf allen Zweigen ihr Morgenlied sangen, hatte er auch seine Heimath erreicht, erzählte seinen Eltern sein wunderbares Erlebnis, und wußte sie zu bewegen, ihn in das Waldschloß zu seiner schönen und frommen Braut zu begleiten. Dort feierte das junge Paar ganz in der Stille die Hochzeit, und Johannes pries sich als den glücklichsten aller Männer. Muth und ein frommes Herz

hatten ihn zum Ziele geführt und den schönen Traum seiner Kindheit zur schönern Wirklichkeit gemacht. — Als ihn seine Gemahlin mit einem Knäblein beschenkt hatte und das Knäblein später auf des Vaters

Knie reiten lernte, sang Johannes oft gar fröhlich:
„Schade, schade Knäblein,
Im Wald wußt' ich ein Schloßlein,
Das war aus rothem Gold gebaut,
Dort wurde mir die schönste Braut.“

Der zerfallene Tempel.

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Zeichnung von Alfred Meißner.



Von der Frühe erstem Schimmer
Eines Frühlingstags erhellt,
Ragen die zerfallnen Trümmer
Der versunknen Götterwelt.

Doch wie damals lacht der Himmel,
Glänzt die blaue Bucht hinaus,
Als ein festliches Gewimmel
Noch durchwallt das Götterhaus.

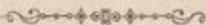
Ob gestürzt, in Schutt und Erde
Seiner Säulen Pracht zerfällt,
Friedlich graßt wie einst die Herde,
Jauchzt der Hirt der schönen Welt.

Und das Herz, das sanfter Klage
Der verklungnen Schönheit denkt,
Fühlt beglückt: auch diesem Tage
Ward ein gold'nes Loos geschenkt.

Persische Vierzeilen. Von Heinrich Viehoff.

Es kann ein Kunstwerk in den tiefern Gründen
Nicht weiter, als dein Geist reicht, dir sich künden.
Kann doch der Seemann auch des Weltmeers Tiefen
So weit nur, als sein Senkblei reicht, ergründen.

Wer Gutes, Schönes lehrt, ich muß ihn loben;
Doch höher sei, wer beides schafft, erhoben.
Wie neues Leben nur der Frucht entkeimet,
Kann nur im Thun der Segen sich erproben.



Können Blinde denn wirklich schreiben und lesen lernen?

Von

Robert Löwike.



o fragt erstaunt oder zweifelnd wohl Mancher, wenn er zum ersten Male hört, daß in den Blinden-Anstalten auch Unterricht im Schreiben und Lesen erteilt wird. Blinde schreiben und lesen! Das klingt allerdings wunderbar; aber es ist doch wahr, und da wir glauben, daß es für alle unsere Leser von Interesse sein wird, etwas Näheres darüber zu erfahren, so wollen wir hier Einiges zunächst über das Schreiben, dann über das Lesen der Blinden mittheilen.

Der eine Sinn, welcher den Blinden fehlt, wird, so weit dies überhaupt möglich ist, durch die andern Sinne ersetzt. So können die Blinden durch den Tastsinn eine Vorstellung von den Dingen, von ihrer Größe, ihrer Gestalt und der Beschaffenheit ihrer Oberfläche erlangen.

Der Tastsinn warnt und schützt sie auf ihren Wegen. Mit seiner Hilfe lernen sie stricken, flechten und viele andere Handarbeiten machen, so daß sie sich nützlich beschäftigen und wenigstens einen Theil ihres Unterhalts selbst erwerben können.

Der Tastsinn ist es auch, auf dessen Dienste sie beim Schreiben und Lesen angewiesen sind.

Die Blinden haben zwei Arten von Schrift: die Plan-Schrift und die Braille'sche oder Punkt-Schrift. Der ersteren bedienen sie sich, wenn sie an Sehende, der letzteren, wenn sie an Nicht-Sehende schreiben.

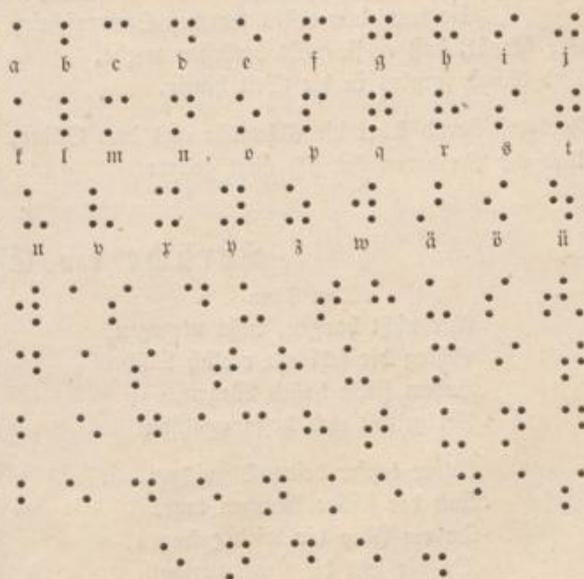
Das Alphabet der Plan-Schrift besteht aus den großen lateinischen Buchstaben, bei denen jedoch die Formen sehr vereinfacht und die Bogen und Schleifen immer durch die leichter zu ziehenden geraden Striche und Winkel ersetzt sind. Wollen die Blinden etwas in Plan-Schrift schreiben, so gebrauchen sie ein Fächerlineal, den so genannten Hebold'schen Apparat. Jede Zeile hat eine Anzahl*) von kleinen, aufrechtstehenden Rechtecken, welche in den vier Ecken und in der Mitte der vier Seiten einen kleinen Einschnitt haben, damit es dem Schreibenden leichter wird, die Stelle zu suchen, wo er den Schreibstift einzusetzen und wohin er zu ziehen hat.

*) Lineal No. 1 hat 19, No. 2 hat 25, No. 3 hat 32, No. 4 hat 42 Formen.
Deutsche Jugend. XV.

Ist das Papier in den eigens dazu construirten Schreibapparat eingespannt, so sucht der linke Zeigefinger des Schreibenden die oberste Zeile, wenn diese fertig geschrieben ist, die nächst folgende und so fort. Wir lassen hier als Probe einige Zeilen in Plan-Schrift folgen.

WAS DU AUCH THUST BEDENKE DAS ENDE

Wenn ein Blinder an einen andern Blinden schreiben will, so bedient er sich der Punkt-Schrift, welche auch nach ihrem Erfinder die Braille'sche Schrift genannt wird. Die Zeichen derselben sind, wie unsere Leser aus dem unten mitgetheilten Alphabet erschen werden, durch verschiedenartige Zusammenstellungen von (1—6) Punkten gebildet. Sie werden mit einem Griffel als Vertiefungen in das Papier eingedrückt, welches in eine mit vertieften Rillen versehene Schreibtafel eingespannt ist. Die Rückseite des Papiers zeigt dann die Buchstaben als Erhöhungen, und die Blinden lesen mit ihren Fingerspitzen diese Schrift ohne Schwierigkeit. Wir geben unsern Lesern das Alphabet der Punkt-Schrift und einige Zeilen als Probe.



Die Lesebücher der Blinden, ihre Fibeln, Bibeln u. s. w. sind natürlich ganz anders als die unsrigen eingerichtet. Sie enthalten entweder die Braille'sche Schrift oder die gewöhnliche lateinische Schrift in etwas erhabenem Druck.

Auf die Freude, die reichen Schätze unserer Literatur so recht nach Herzenslust und ganz nach eigener Wahl auszubeuten, müssen die Blinden freilich verzichten. Denn da die Herstellung von Büchern mit erhabenem Druck oder mit Punkt-Schrift sehr theuer ist, so ist die Zahl solcher Bücher auch nur klein.

Für blinde Kinder beginnt der regelmäßige Unterricht viel später als für andere. Sie werden erst im Alter von 10—13 Jahren in einer Blinden-Unterrichts-Anstalt aufgenommen und können bei der Aufnahme nicht einen einzigen Buchstaben lesen oder schreiben.

Da sind sie denn aber auch um so begieriger nachzuholen, was andere Kinder schon in ihrem sechsten Lebensjahre gewonnen haben. So schwer es ihren ungeübten Fingerpitzen auch wird, die nur wenig erhabenen Buchstabenformen zu erkennen, sie lassen nicht eher nach, bis sie es zu Stande gebracht

haben. Manche blinde Kinder brauchen nur ein Vierteljahr, um sich eine Lesefertigkeit, wie sie ein sechs- oder siebenjähriges Kind besitzt, anzueignen. Ein vollständig fließendes Lesen erreichen sie aber niemals, da auch der geübteste Finger beim Lesen nicht das Auge ersetzen kann.

Ungleich schwieriger als das Lesen ist das Schreiben. Denkt euch, wie schwer es euch werden würde, eine Form nachzubilden, die ihr nie mit euren Augen gesehen habt. Darum beginnt das Schreiben in der Blinden-Unterrichts-Anstalt erst im 2. Unterrichtsjahr. Das blinde Kind muß seine Gedanken beim Schreiben viel mehr zusammennehmen als das sehende; denn es muß sich genau merken, was es zuletzt geschrieben und welches Rechteck seines Linials es mit dem Schreibstift eben verlassen hat. Ihr könnt euch denken, wie groß aber auch die Freude ist, wenn es seinen ersten Aufsatz liefert, oder den ersten Brief an die Eltern schreiben kann.

Viel lieber als die Plan-Schrift wird die Punkt-Schrift von den Blinden geschrieben, weil sie dieselbe leichter herstellen, besonders aber weil sie dieselbe selbst lesen können.



Frühlingsvertrauen.

Von

Julius Lohmeyer.

Die zarte Glocke wagt sich aus der Erde,

Sie traut dem ersten warmen Sonnenschein,
Sie glaubt, daß er sie nicht verlassen werde,
Und lächelt sorglos in die Welt hinein.

Frohzwitschernd kehrt die Schwalbe aus dem Süden,
Und ihr Vertrauen hat sich nicht geirrt:

Sie glaubte, daß ihr seines Daches Frieden
Der Mensch auf's Neue wieder gönnen wird.

Die Wunder all', die über Nacht geschahen,
Des Stroms, des Waldes Rauschen ruft
dir zu:

Die ganze Welt glaubt an des Frühlings Nahen,
Wohlan, o Menschenherz, so hoff' auch du!

Sprüche von Edwin Bormann.

Dem Einen.

Nur nicht bangen, nicht verzagen,
Schlug dir fehl ein redlich Mühn.
Hohem Ziele hohes Wagen,
Sei getrost und hoffnungskühn!

Rühre tapfer deine Schwingen,
Und der schöne Morgen tagt,
Da ein Flug dir wird gelingen,
Wo dir jetzt die Kraft versagt.

Dem Andern.

Tänzelnd hast du oft begonnen,
Spielend manches Ziel erreicht —
Glaubst nun Alles schon gewonnen,
Nimmst nun jede Arbeit leicht?

Nur zu bald wirst du's erfahren:
Wer da ringt nach höchstem Preis,
Kraft- und muthvoll muß er paaren
Heiterm Können ernsten Fleiß.

Der Wirrwar.

Ein Spiel, mitgetheilt

von

R. Löwike.



Habt ihr schon einmal „Frage und Antwort“ so gespielt, daß alle Fragen, nachdem sie auf Zettel geschrieben sind, durch einander gemischt werden, und eben so die betreffenden Antworten auch wieder für sich? Wenn dann die einzelnen Fragen vorgelesen werden und dazu immer die Antworten in beliebiger Reihenfolge, so giebt das natürlich einen tüchtigen Wirrwar und viel Veranlassung zum Lachen. Etwas Aehnliches bietet meinen jungen Freunden das folgende

Spiel. Alle Teilnehmer desselben bilden mit ihren Stühlen einen Kreis, und jeder flüstert seinem Nachbar zur Rechten eine Frage in's Ohr. „Was macht man mit einem —? oder „Wozu dient ein —?“, indem er eine beliebige Person oder einen beliebigen Gegenstand nennt. Der Gefragte antwortet möglichst schnell, aber ebenfalls leise, sodaß Frage und Antwort von keinem Dritten verstanden werden kann. Sind alle Fragen und Antworten fertig, so sagt der Reihe nach jeder der Mitspielenden die Frage, welche er von seinem Nachbar zur Linken, und die Antwort, welche er von seinem Nachbar zur Rechten erhalten hat. Da nun die betreffenden Antworten eigentlich auf ganz andere Fragen gegeben wurden, so entstehen dadurch oft seltsame Zusammenstellungen, welche der ganzen Gesellschaft und besonders den Jüngeren viel Veranlassung zum Lachen geben. Zur Erläuterung möge folgendes Beispiel dienen.

August, Bertha, Carl, Doris, Emilie, Franz, Gretchen, Helene und Julius bilden einen Kreis um dieses Spiel zu versuchen.

August: „Was macht man mit einem losen Zahn?“
 Bertha: „Man zieht ihn aus.“
 Bertha: „Was macht man mit einem Dampfsboot?“
 Carl: „Man fährt damit nach Amerika.“
 Carl: „Was macht man mit einem 20Markstück?“
 Doris: „Man steckt es in die Tasche.“
 Doris: „Was macht man mit einem gerupften Hühnchen?“
 Emilie: „Man läßt es sich braten.“
 Emilie: „Was macht man mit einem todtten Fürsten?“

Franz: „Man balsamirt ihn ein.“
 Franz: „Was macht man mit einem Bonbon?“
 Gretchen: „Man ißt ihn auf.“
 Gretchen: „Was macht man mit einem frischen Schinken?“
 Helene: „Man hängt ihn in den Schornstein.“
 Helene: „Was macht man mit einem Luftballon?“
 Julius: „Man fährt damit in die Luft.“
 Julius: „Was macht man mit einem ungezogenen Jungen?“
 August: „Man prügelt ihn durch.“

Dann werden also die Fragen und Antworten proclamirt.

August: „Julius hat mich gefragt: Was macht man mit einem ungezogenen Jungen? und Bertha hat die Antwort gegeben: Man zieht ihn aus.“
 Bertha: „Mich hat August gefragt: Was macht man mit einem losen Zahn? und Carl sagte: Man fährt damit nach Amerika.“
 Carl: „Bertha fragte mich: Was macht man mit einem Dampfsboot? und Doris meint: Man steckt es in die Tasche.“
 Doris: „Mich fragte Carl: Was macht man mit einem 20Markstück? und Emilie meint: Man läßt es sich braten.“
 Emilie: „Doris fragte: Was macht man mit einem gerupften Hühnchen? und Franz sagte: Man balsamirt es ein.“
 Franz: „Mich hat Emilie gefragt: Was macht man mit einem todtten Fürsten? und Gretchen antwortete: Man ißt ihn auf.“
 Gretchen: „Mein Nachbar Franz fragte mich: Was macht man mit einem Bonbon? und Helene meinte: Man hängt ihn in den Schornstein.“
 Helene: „Mich fragte Gretchen: Was macht man mit einem frischen Schinken? und Julius gab die Antwort: Man fährt damit in die Luft.“
 Julius: „Meine Nachbarin Helene fragte an: Was macht man mit einem Luftballon? und August meinte: Man prügelt ihn durch.“

Auflösung der Räthsel Seite 158.

Füllräthsel von Robert Löwike.

- | | | | |
|-------------------------|-------------------------|---------------------|-------------------|
| 1. Main — mein. | 2. Ställen — stehlen. | 3. Schiff — schieß. | 4. Herde — hörte. |
| 5. Erlangen — erlangen. | 6. Heute — Häute. | 7. Bienen — Füllen. | 8. Lamm — lahm. |
| 9. Flucht — flucht. | 10. Schiller — Schüler. | 11. Felle — fehlen. | 12. ihn — Inn. |



Von

Friedrich Gull.

1.

Welcher Stein ist doch kein rechter Stein?
Welches Bein war nie ein rechtes Bein?
Welcher Schein hat niemals einen Schein?
Welches Schweinchen wird auch nie ein Schwein?

2.

Mit **S—c—h** und **I** erquid' ich dich,
Mit einem **H** dagegen zwid' ich dich,
Mit **R** oft unverhofft beglück' ich dich,
Mit **K** hinwieder nieder drück' ich dich.

3.

Du darfst den Namen ganz und gar undrehen,
Stets wirst im Geist ein Thier du vor dir sehen
Mit schreckhaft glühenden, spähenden Feueraugen,
Die nur des Nachts zum Sehn und Spähen taugen.

4.

Ein rundlich-edig beinern Ding,
Dem Klugen nicht werth 'nen Pfifferling;
Doch richtets oft in Einer Stunde
Den Leichtfuß mit Haus und Hof zu Grunde.

5.

I.

Mit **M** braucht mich der Hausknecht jede Nacht,
Hat mich der Klempler und der Glaser recht gemacht.

II.

Mit **mm** ist es ein sonderer Handwerksmann,
Der ohne Zähne fast nichts Neues schaffen kann.

III.

Mit **fff** betreibt der Kaufherr mich von Strand
Zu Strand, wenn er sein Gut verschickt von Land
zu Land.

Auflösung: ein vier-, ein drei- und ein zweisilbiges
Wort.

6.

Wuff Ich bin der abgehaune Fuß,
Ich bin der Nest vom umgeschlagenen Baum.
Wannig Ein **r** hinzu noch, und ich muß
Die Sohle wärmen mit der Wolle Flaum.

Von

Robert Löwike.

1.

Nie saht ihr, was mein Wörtchen nennt,
Doch giebt es Keinen, der's nicht kennt.
Es schlummert, bis ihr's plötzlich weckt,
Bis wach gerufen es euch neckt.
Und wenn ihr es recht deutlich fragt,
Wird Antwort euch von ihm gesagt.
Doch hat's das Schweigen nie gebrochen
Und niemals hat's zuerst gesprochen.

2.

Ich kann nicht hören und nicht sehn,
Kann gar nichts um mich her verstehn.
Doch kann ich laufen, gehn und springen,
Nie aber lern' ich sprechen, jüngen.
Oft bin ich vorn vor euren Blicken,
Oft zeig' ich mich in eurem Rücken.
Nie habt ihr mich gehört, gefühlt,
Doch oft in mir euch abgefühlt.
Steht irgendwo im hellen Licht
Ein Haus, ein Baum, so fehl' ich nicht.

3.

Mit **e** von Turnern oft genannt,
Mit **o** als Kleidungsstück bekannt.

4.

Mit **H** ist es ein Schmuck der Frauen,
Mit **L** im Garten oft zu schauen.

5.

Mit **d** ist's ein vierfüßig Thier,
Mit **t** nennt's Qual und Folter dir.

6.

Mit **I** dient es zum Spalten, Schlagen,
Mit **n** wird's dich durch's Leben tragen.

7.

Mit **o** wächst es an Ufers Rand,
Mit **n** als deutscher Fluß bekannt.



von Robert Löwike.

Reis
Seher Staub
Glaube Traube Keller
Stelle Wille
Seil

Seht euch einmal die oben zusammengestellten Hauptwörter an. Sie bilden keine Wörtergruppe. Aber jedes von ihnen schließt noch ein anderes Wort in sich ein. Streicht ihr nämlich den Anfangs- und den Endbuchstaben, so erhaltet ihr wieder ein vollständiges Wort. Die folgenden Knackmandeln enthalten sämtlich solche Doppelwörter und zwar nur Hauptwörter.

In den Nummern VI und VIII haben die ganzen Wörter je 4 Buchstaben, in den Nummern II, III, IV, VII, IX, XI je 5, in I und V je 6, und in X und XII je 7 Buchstaben.

In den meisten Fällen werdet ihr gut thun, zuerst das innere und dann das ganze Wort zu suchen, denn es ist offenbar leichter mit Hülfe der Angaben ein kleineres Wort zu rathen als ein um zwei Buchstaben größeres. Habt ihr das innere Wort gerathen, so findet ihr gewiß ohne Schwierigkeit den Anfangs- und den Endbuchstaben für das ganze Wort.

I.

Das Innere ist ein Maß, das Ganze steht ihr täglich auf dem Tisch stehn.

II.

Magyar Das Ganze ist ein weiblicher Vorname, das Innere ein großer Nebenfluß der Donau.

III.

Das Innere ist ein Schwur, das Ganze ein Gespinnst.

IV.

Das Innere ist ein weiblicher Vorname, das Ganze eine veraltete aber doch ganz bekannte verwandtschaftliche Bezeichnung.

V.

Das Ganze leuchtet, das Innere ist ein Vierfüßler, das Sinnbild der Unschuld. *Lampe*

VI.

Das Ganze ist etwas zu trinken, das Innere etwas zu essen. *Wein*

VII.

Das Innere ist ein Körperteil, das Ganze der Name einer Stadt und Provinz in Italien.

VIII.

Das Ganze ist ein Heldengedicht, das Innere ein Fluß in Ober-Italien. *Epos*

IX.

Das Innere ist ein Fisch, das Ganze ein Fluß in Deutschland.

X.

Das Innere ist ein Theil des Wagens, das Ganze nennt ein Königreich im Herzen von Europa. *Sachsen*

XI.

Das Innere ist ein Fluß in den Reichslanden, das Ganze wird von dem Apotheker gemacht.

XII.

Das Ganze ist ein Träger, das Innere ein Werkzeug der Schlosser.

Auflösung der Knackmandeln Seite 159.

I. Hellas.	II. Heller.	III. Herder.	IV. Turin.
V. Kaffee.	VI. Weise.	VII. Sense.	VIII. Gemse.
IX. Theben.	X. Reval.	XI. Pascher.	XII. Taubert.
	XIII. Zinne.	XIV. Taste.	

Die Seereise.

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

„Ade Mama! Ade!
Wir fahren in die See,
Wir fahren nach Amerika,
In sieben Wochen sind wir da.“

„Ich bin fürwahr ein Steuermann,
Wie man sich einen suchen kann;
Nur müßt ihr nicht so wippen,
Sonst komm' ich in die Klippen!“

„Das sind doch keine Enten da?
Bedenk' doch: bei Amerika!
Die eine ist ein wilder Schwan,
Die andre gar ein Pelikan. —“

„Das Vollschiß wackelt hin und her;
Der Grethel wird der Kopf schon schwer;
Die See scheint heute sehr bewegt —
Wenn uns nur nicht ein Sturm verschlägt!“



„Die Diefel nimmt für uns vom Land
Ein Körbchen voll von Proviant:
Fünf Birnen und ein Butterbrod —
Da quält uns keine Hungersnöth!“

„Und Grethel, unser Passagier,
Die fängt uns frische Flundern hier.
Zieh nur die Händchen auf's Berdeck,
Sonst schnappt sie dir ein Haifisch weg! —“

„Zum Glück winkt schon ein Leuchtturm dort
Von einem nahen Inselport;
Wenn dort nur nicht — o Grausen!
Die Menschenfresser hausen.“

„O weh das Schiff geht gar zu schief!
Und ist das Meer nicht gar zu tief,
So wär es mir doch lieber,
Wir wateten hinüber.“

„Du Diefel rett' den Passagier,
Den Proviant laß lieber hier;
Daß der auch wird „geborgen“ —
Das will ich schon besorgen.“